HEFT 11 NOVEMBER 1983 5,- DM C 4143 E

Konkret

AUFRUF ZUR SABOTAGE

Friedens-Philosoph Günther Anders über die Raketen-Stationierung

Menschenversuche

Dokumente beweisen, wie der Chemiekonzern Bayer neue Medikamente an ahnungslosen Patienten ausprobiert hat

in konkret November 1983

Vorwort von Manfred Bissinger

an Konkret

Tanz den Rainer Barzel von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Der Forschung. Der Lehre. Der Kasse von Susanne Mersmann
Obwohl Patienten über Medikamentenversuche aufgeklärt werden müssen, wird in vielen Kliniken mit ihnen herumexperimentiert. Konkret liegen Dokumente vor, die nachweisen, wie der Bayer-Konzern noch nicht zugelassene Arzneien auch an Notfallpatienten und geistig behinderten Kindern ausprobiert hat und was die beteiligten Ärzte dafür kassierten.

Der häßliche Deutsche:Ehrenhalber von Otto Köhler
Der Statthalter eines vierfachen Milliardärs kam in der DDR zur Doktorwürde

Ein Hauch von Hemingway von Harald Meinke
Als der Comandante Fidel Castro die Macht auf Kuba übernahm, war "Schluß mit dem Vergnügen". Seit Ende 1981 sind die Reisebeschränkungen aufgehoben, immer mehr sonnen- und revolutionshungrige Europäer wandeln auf den Spuren von Ernest Hemingway und Graham Greene

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer
Horst Tomayer telefonierte als C & A-Vorstandsmitglied Dr. von Stange mit Prof. Gertrud Höhler, Buchautorin und CDU-Reserveministerin für Kulturfragen

Die Stadt der Mengeles von Fritz Rasch
Das beschauliche Städtchen Günzburg in Bayern hat seinen mittelalterlichen Stadtkern bewahrt. Und auch sonst ist da alles in bester Ordnung. wo Familie Mengele, größter Arbeitgeber der Umgebung, beherrscht den Ort. Die Mensch wissen nur gutes über sie zu berichten, nach über Josef Mengele, ehemals Lagerarzt von Auschwitz

Der erste Steckbrief von Hanne Hiob
zur Mengele-Aufklärungsaktion in Günzburg

Mit deutschem Geld um die Welt von Karl Unger
Immer mehr Unternehmer schaffen Geld ins Ausland. Ob Fabriken, ob Farmen oder ganze Inseln - mit am Finanzamt vorbeigesteuerten D-Mark wird Vermögen gebildet. Am liebsten in diktatorisch regierten Ländern. Dort sind die Profite höher und es gibt keine Probleme mit den Gewerkschaften. Verlierer sind die Arbeiter der Bundesrepublik

Regierung geht über Leichen von Winfried Wolf
Über den bevorstehenden Bankrott des Wirtschaftswunderlandes Brasilien

Öko-Tips

Schinkensemmelfrieden von Günther Anders
So einfach, wie sich einige Funktionäre der Friedensbewegung die Trennung von guten »Gewaltfreien« und bösen »Chaoten« gedacht haben, werden sie´s nicht kriegen. Auch aus den Reihen gestandener Friedenskämpfer meldet sich Protest gegen die Domestizierung des Widerstands. Zum Dritten Forum der Krefelder Initiative schickte der 81jährige Österreichische Philosoph und Schriftsteller

Günther Anders, Autor von »Hiroshima ist überall« Mitbegründer der europäischen Anti-Atomtot-Bewegung und Träger des diesjährigen, von CDU-OB Wallmam verliehenen Adorno-Preises der Stadt Frankfurt, eine Rede, die den Adressaten so wenig gefiel, daß sie sie um ihren Schluß kürzten. KONKRET veröffentlicht den ganzen Anders-Text, der den Titel trug »Si vis pacem para pacem«

Konkret-ExtraDas starke Geschlecht - Über die neue Rolle der Frau
von Sarah Haffner

Während Frauen in den vergangenen Jahren immer »menschlicher« geworden sind (sie haben viele, ursprünglich männliche Aufgaben mit übernommen), sind die meisten Männer in ihrer Entwicklung stehengeblieben. Trotzdem blieb die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft weitgehend unverändert, daran hat auch die Frauenbewegung mit Frauengruppen, Frauenbuchläden und Frauenhäusern nicht viel ändern können: Zum Geben und Dienen erzogen, fühlt sie sich dem Mann gegenüber als die Schwächere. KONKRET stellt die These zur Diskussion, daß die Frauen das eigentlich starke Geschlecht sind, jede für sich und nicht nur alle gemeinsam

Plattentips von Sabine Bredy

Kulturnotizen

Ein mediogener Fall von Christel Dormagen

Es war kaum anzunehmen, daß mit dem Urteilsspruch gegen Marianne Bachmeier die Medien Ihr Interesse an diesem Fall verlieren würden. Im Frühjahr werden fast gleichzeitig zwei Spielfilme in die Kinos kommen. Einer von Hark Bohm und einer von Burkhard Driest. Über beide Filme gibt es schon einen Wust von Gerüchten und Diffamierungen. KONKRET war bei den Dreharbeiten.

Das entsetzliche des Normalen von Hark Bohm

KONKRET-Interview mit dem Hamburger Regisseur

Film: Der Weltkrieg als Kulisse von Olaf D. Marx

In "Wargames" spielt der Pentagon-Computer WOPR (spricht man wie das Ding von Burger King) das Spiel Thermonuklearer Weltkrieg

Film: Was ist an Woody so komisch? von Armgard Seegers

Die genialische Pseudo-Dokumentation »Zelig« von Woody Allen ist wohl nur ein Spaß für Intellektuelle. Aber was für einer!

Film: Action-Thriller für Sandino von Thomas Doberstein

Ein Hollywood-Film über die sandinistische Revolution in Nicaragua: Kann das gutgehen?

Hitler-Boom in USA von Hans Platschek

Das Geschäft mit den Insignien der Nazi-Herrschaft blüht. Am meisten in den USA. Dort leben die größten Sammler und zahlen für den faschistischen Krempel horrende Summen.

Kabarett in der Vorkriegszeit von Erich Kuby

Über die »Lach- und Schießgesellschaft«

Bücher: Zweifel und Verzweiflung von Matthias Altenburg

Der Band »Täterskizzen« versammelt zum ersten Mal die Erzählungen des 1979 verstorbenen Schriftstellers Nicolas Born

Bücher: Auf nach China von Günter Herburger

Der Münchner Schriftsteller Günter Herburger stellt zwei Bildbande über die Geschichte von Technik, Arbeit und Fabriken vor

Was lesen Sie gerade - und wie gefällt es Ihnen? von Michael Kunitzsch

KONKRET hat wieder einige Schriftsteller nach dem Buch gefragt, das sie gerade lesen. Die Antworten kamen spontan, am Telefon

Bücher: Die Helden mit den rektalen Sensoren von Detlef Klein

Der Mythos vom »Wettlauf im All«, der Kult um die ersten US-Astronauten und deren banale Realität sind das Thema von Tom Wolfes neuem Reportage-Roman «Die Helden der Nation«

Bücher: Möchtegern-Scheherezade von Gisela Elsner

Als ein »Kabinettstückchen weiblicher Phantasie« kündigte der Verlag Angelika Mechtels Roman »Gott und die Liedermacherin« an

Bücher: Der Betrug mit der Sprache von Erich Kuby

Hannes Schwenger hat Beispiele von »Orwells deutscher Wirklichkeit« in der Polit-Sprache gesammelt

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 11/83, S. 4

Manfred Bissinger

Vorwort

Jetzt haben wir sie also hinter uns, die Friedenswoche. Noch nie haben soviele Menschen so eindeutig Stellung bezogen, noch nie hatten Demonstranten die Mehrheit der Bevölkerung so eindeutig auf ihrer Seite, aber auch noch nie wurden Ängste und Warnungen von einer Regierung so ignoriert, noch nie hat eine kleine, radikale Minderheit so gegen die Interessen der friedlichen Mehrheit gehandelt.

Dabei wäre es gar nicht so kompliziert, sogar jetzt noch vom Raketenzug abzuspringen. Niemand verlangt von der Kohl-Zimmermann-Bande, daß sie ihre Lügen selber glaubt; braucht sie auch nicht, denn schließlich war es der sozialdemokratische Amts-Vorgänger, Helmut Schmidt, der die Raketen-Nachrüstung herbeigeschwatzt hat. Soll der doch sehen, wie er damit klarkommt, seine Partei verschluckt sich nicht noch einmal an ihm.

Warum also nicht? An Argumenten, Kronzeugen, auf die sich zu berufen jedem Konservativen zur Ehre gereichen würde, fehlt es nicht. Da sind einmal die Wähler, die in ihrer großen Mehrheit gegen die Raketenaufstellung plädieren. Und zwar egal, welches Institut wie immer die Fragen manipuliert. Da ist die amerikanische Bevölkerung, die Ronald Reagan mit seiner kriegslüsternen Kraftmeierei nicht mehr folgen will. Immerhin haben - selbst drei Wochen *nach* dem Boeing-Abschuß über Sachatin - noch 47 Prozent gegen seine Außenpolitik votiert. Da sind jede Menge prominenter amerikanischer Politiker und Militärs, die den beschlossenen Rüstungs-Wahn anprangern. Zitiert seien nur drei aus den letzten vierzehn Tagen:

· Robert McNamara, US-Verteidigungsminister von 1961 bis 1968, also zur Zeit des Vietnam-Krieges, und später Weltbankpräsident: »Worüber sich die Westdeutschen klarwerden müssen, das ist, daß ihr Kulturkreis völlig verwüstet werden wird, wenn sie sich weiterhin an die NATO-Strategie halten.«

· Admiral Gayler, Anfang der 70er Jahre Chef der nationalen Sicherheitsbehörde der USA und später Oberbefehlshaber der Pazifikflotte: Die nukleare Verteidigungsstrategie für Westeuropa ist ein »monströser Bluff«, Europa ist zwar nuklear in kürzester Zeit zu zerstören, aber nicht zu verteidigen.

· Eugene Carroll, Vizedirektor des Washingtoner »Instituts für Verteidigungsinformationen« und von 1977 bis 1979 Chef der Militäroperationen unter den NATO-Oberbefehlshabern Haig und Rogers: »Die geplante Stationierung der Raketen hat keinen militärischen Effekt. Es gab nie einen Grund und es gibt auch heute keinen Grund.«

Warum dann doch, wenn die angebliche militärische Notwendigkeit (Ausgleich der SS 20) blanker Unsinn ist?

Die Antwort ist einfach: Weil es den ökonomischen Interessen der kleinen industriellen Minderheit in den USA (und dem von ihr gemanagten Präsidenten) und damit auch dem Kapital-Klüngel der Bundesrepublik dient. Nicht, daß sie an den zu produzierenden Waffen verdienen (das tun sie sowieso). Nein, die Sowjets sollen gezwungen werden, noch mehr Geld in ihre Rüstung zu stecken, um so noch weniger Möglichkeiten für sich selbst zu haben. Nun haben wir zwar aus Rußland noch nie Berichte lesen müssen wie aus dem westlichen Wirtschaftswunderland Brasilien (Seite 48), wo Hunderttausende plündern, nur um nicht zu verhungern. Aber daß es den Menschen in der Sowjetunion besonders gut ginge, das wird keiner sagen wollen.

Und das soll eben auch in Zukunft so bleiben, pardon, ginge es nach Reagan, soll es noch schlechter werden: »Wir müssen die Sowjetunion auf den Misthaufen der Geschichte werfen.« Noch wichtiger aber ist, daß die Sowjets ihre Mittel für die Dritte Welt verknappen müssen. Denn dort schmerzt jeder Rubel die USA besonders.

Niemand will behaupten, ich jedenfalls nicht, der reale Sozialismus á la Sowjetunion sei das NON-PLUS-ULTRA unserer Träume. Nein, bestimmt nicht. Nur: die bloße Existenz dieser Großmacht verhindert, daß zum Beispiel in Kuba, Nicaragua, Angola, Mozambique und Vietnam brasilianische Zustände herrschen. Und die sind eben: Die Konzerne kassieren, die Menschen zahlen dafür. Dieser Kreislauf soll von der Sowjetunion nicht noch mehr, mindestens nicht weiter, gestört werden. Deshalb wird seit nunmehr 30 Jahren versucht, sie in die Knie zu zwingen.

Was das mit uns zu tun hat? Die Bundesrepublik ist nach den USA die zweitgrößte imperialistische Macht des Westens, und wo der Dollar sich vermehrt, fällt auch für die Mark was ab.

Einen zweiten Vorteil haben die Raketen in Westeuropa für die Führungsmacht USA. Der nächste Weltkrieg, sollte er aus den oben genannten Gründen nicht mehr vermeidbar sein (viele in Reagans Administration halten die Situation heute schon für gegeben und notwendig), findet eben nicht in Amerika statt. Begriffen haben das - wie sollte es anders sein - unsere Unternehmer. Noch nie in der Nachkriegsgeschichte wurde soviel Geld nach Übersee geschafft. Jahrelang ist uns weisgemacht worden, die Herren flöhen mit ihrer Kohle wegen der wirtschaftsfeindlichen Politik der Sozialdemokraten.

Doch seit Zimmermann und Kohl für das Kapital die Musik machen, fließt weit mehr Geld über die Grenzen als je zuvor. Denn dort lebt's sich sicherer. (Karl Unger. »Mit deutschem Geld um die Welt«, Seite 44).

*

Wer im Orchester nicht mitspielen mag, der bekommt den Fußtritt. Jüngster Fall ist der des Journalisten und CDU-Mitglieds Franz Alt. Der hatte begriffen und, was strafverschärfend hinzukommt, öffentlich gemacht, daß der Rüstungswettlauf etwas mit der Armut in der Dritten Welt zu tun hat und - als nächstes - daß die neuen Raketen zur Verteidigung der Bundesrepublik eher gefährlich sind.

Wie schon so oft seit der Wende wurde das schmutzige Geschäft von Helfershelfern aus dem zweiten Glied der CDU erledigt. Das Drehbuch ist immer das gleiche. Wenn Heime George das Ende des Sozialstaats verkündet, meldet sich Norbert Blüm mit leeren Wortkaskaden und verschleiert damit, daß der Abbau im vollen Gange ist. Wenn Zimmermann die Ausländergesetze verschärft, bittet Weizsäcker öffentlich für »unsere ausländischen Mitbürger«. Bei Alt war es der ehemalige Kohl-Büroleiter und jetzige Südwestfunk-Intendant Hilf, der das Fallbeil bedienen durfte und dem Erfinder der neuen Auschwitz-Lüge Heiner Geißler die Gelegenheit zuschob, sich als liberalen Tugendbold aufzuspielen. Das »So nicht« des CDU-Generalsekretärs brachte zwar Alt nicht zurück auf den Bildschirm, vernebelte aber einmal mehr, daß mit Löwenthal, Feller, Mühlfenzel u.v.m. beide Kanäle längst schwarz sind, allzeit zur Manipulation von rechts außen bereit.

*

Dies alles muß wissen, wer in der Bundesrepublik demonstriert, für den Frieden kämpft. In den letzten Wochen konnten wir viel dazulernen. Wir sind mehr, als wir glaubten. Wir müssen weniger Rücksicht nehmen, als wir bisher für notwendig gehalten haben. Wir dürfen auch unseren Freunden gegenüber getrost einmal kritisch sein. Nicht jede Initiative ist sinnvoll, nur weil sie den Namen Frieden in ihrem Titel führt. Nicht jeder Kompromiß muß verteidigt werden, nur weil er ein paar Mitläufer mehr produziert, Nicht jede Selbstzensur ist gut, nur weil sie einer von uns verordnet hat. Die Quantität kann ruhig öfter wieder in Qualität umschlagen.

*

Der Graf Mirabeau, Präsident der französischen Nationalversammlung, hat vor gut 200 Jahren notiert: »Der Philosoph, welcher für die Zeit arbeitet ... muß die Menschheit ohne Schonung rächen. Seine Bedachtsamkeit wäre Schwäche, seine Rücksichtnahme Feigheit, seine Toleranz Treulosigkeit.«

Günther Anders ist so ein Philosoph. Er, dem gerade von CDU-Wallmann in der Frankfurter Paulskirche der Adorno-Preis verliehen worden ist, war für das Dritte Krefelder Forum »Das atomare Inferno verhindern - Wehrt Euch« gebeten worden, die Eröffnungsrede zu verfassen. Und weil er krank war, hat er sie auf Tonband gesprochen. Doch siehe da, die tapferen Krefelder hatten offenbar technische Schwierigkeiten im Kopf. Das heißt, sie haben auf dem Forum nur den ersten Teil seiner Rede vorgespielt und an die Presse weitergegeben. Schwäche? Feigheit? Oder gar Treulosigkeit? Zensur, weil Anders es nicht nur bei verbalen Attacken auf Reagan beließ, sondern konkrete Forderungen stellte, Vorschläge für den Widerstand machte? Urteilen Sie selbst. Den ganzen Anders-Text finden sie als KONKRET-Essay auf Seite 52. Um Diskussion wird gebeten. Meine Meinung: Wer fünf Millionen Unterschriften gesammelt hat, darf dennoch nicht glauben, nur er wisse, was heute geboten -und morgen wahrscheinlich verboten - ist.

*

Die DDR wird immer rätselhafter. Erst der Milliarden-Handel mit Franz-Josef Strauß, dann die immer bereitwilliger in den Westen entlassenen Häftlinge, dann der Verzicht auf Geldumtausch für Kinder, dann der Abbau von Selbstschußanlagen an der Grenze. Und jetzt auch noch die Tournee von Rocksänger Udo Lindenberg mit Start im Palast der Republik. Derselbe Udo, dessen Honecker-Ohrwurm im Sonderzug durch die Hitparaden rast. Textauszug: »Och, Erich ey, bist du denn wirklich so ein sturer Schrat, warum läßt Du mich nicht singen im Arbeiter- und Bauernstaat?«

Ob die uns jetzt zeigen wollen, was vor der Stationierung alles möglich war?

Konkret 11/83, S. 6

an Konkret

Lullaby zwischen den Kriegen

KONKRET 10/83: »Friedenskekse« - Von Hartmut Schutze

Der Beitrag - er ist objektiv ein Beitrag *gegen,* nicht für die Friedensbewegung - ist so ziemlich das Ärgerlichste, was KONKRET in letzter Zeit veröffentlicht hat.

JÜRGEN STOPEL

HAMBURG

Nicht nur, weil ich seit längerem 35 Prozent meiner Tourneeauftritte - damit auch 35 Prozent meines nicht üppigen Einkommens - zum Nulltarif bei Solidaritätsveranstaltungen verbrate und weiß, daß es bei vielen Kollegen nicht anders läuft, halte ich Hartmut Schulzes Frage nach Ökonomie- und Organisationsstruktur für zulässig. Naiv, anzunehmen, es gäbe nicht inzwischen einen Friedensmarkt und nach dem unsäglichen »Ein bißchen Frieden« noch weitere, geschickter verdeckte Versuche, sich am Thema Frieden gesundzustoßen. Allein der - noch so unberechtigte - Anschein, auch bei uns gäbe es eine Grauzone aus Marktüberlegungen, Künstlerquerelen, Eitelkeiten, Animositäten und Geschäftsinteressen, würde uns »Künstler für den Frieden« unwirksam machen. (Kennen wir doch: »Von Moskau bezahlt!« oder »Der Künstler Sowieso verdient am Frieden Millionen!«). Brechen wir dem die Spitze ab! Wie die »FAZ« ihre Konzernbilanzen, könnten Linksblätter die Buchführung der Friedensmeetings veröffentlichen.

Unseren Aktionären - Helfern, Ordnern, Künstlern und nicht zuletzt zahlenden Besuchern - würde es Genugtuung bereiten, den Ertrag ihrer Bemühungen auch mal auf diese Weise dokumentiert zu sehen. Schön auch nachzuweisen, daß die Friedensbewegung sogar ökonomisch besser ist als die von der Rüstungsindustrie bezahlten Raketenjubelprogramme der CDU/CSU.

Merke: die Friedensbewegung ist keine Heilige Kuh. Fragen sind erlaubt, Kritik ist lebensnotwendig.

DIETRICH KITTNER

HANNOVER

Es ist schon unglaublich, in welcher Form sich hier das, inzwischen zur Genüge bekannte, bornierte Mackertum bestimmter Typen zeigt. Es gibt halt Leute, grad' bei den sogenannten Linksintellektuellen, die immer meinen, sich über alles erheben zu müssen und für die jede Form von Emotionalität schon als Krankheit gilt.

CHRISTA RETTBERG

BREMEN

Da quillt der Antikommunismus mit breitem Springergrinsen aus den Zeilen.

SABINE KRYSZON

WESTBERLIN

Erfreulich, daß sich nun in KONKRET die Erkenntnis durchzusetzen beginnt: Kritik ist unteilbar. Wer nämlich die Friedensbewegung wie einen hoffnungslos Schwachsinnigen behandelt, den man immer nur tätscheln und loben muß, ohne nach den Leistungen fragen zu dürfen; wer also wie etwa U. Greiner in der »Zeit« durch die grauenhaften Peinlichkeiten der Hamburger Friedensfete hindurch nur auf die angeblichen edlen Motive schaut - der besorgt sich in Wahrheit beizeiten ein Alibi, um auch mit den Friedenstagen der CDU und mit der Regierungspolitik überhaupt einverstanden sein zu dürfen. Und wer das Hamburger Potpourri inklusive des deutschen Spießer-Hits, dem Gefangenenchor aus Nabucco, erhebend findet, der braucht nur noch das Oberflächlichste zu wechseln, nämlich die Gesinnung, um dann treuer Hörer eines ganz anderen Melodienreigens zu werden, nämlich des »Wunschkonzerts für die Wehrmacht«, damals jeden Sonntag von 16 bis 20 Uhr aus dem großen Sendesaal des Reichsdeutschen Rundfunks.

WOLFGANG POHRT

HANNOVER

Leider treffen die polemischen Ein- und Ausfälle hier und da punktgenau. Der ins Friedenslager eingebrochene Populismus, massenwirksam und kassenfüllend, drückte den gemeinsamen Nenner im Bündnis immer tiefer herunter. Und wirkt infantilisierend. Aber vielleicht muß man da durch. Aus Kindern können ja Erwachsene werden, die statt im Wunderkerzenflimmer zu schunkeln, über Brechts »Ihr Frieden und Krieg sind wie Sturm und Wind« nachdenken wollen. Ich verstehe die Ungeduld beim Lullaby zwischen den Kriegen.

FRANZ-JOSEF DEGENHARDT

QUICKBORN

Ich habe die Überzeugung, daß die Zeitschrift KONKRET ein besserer Bündnispartner der Friedensbewegung ist, als es in dem genannten Artikel zum Ausdruck kommt.

K:H. KUHLMANN

HAMBURG

Hartmut Schulzes Unwohlsein kann ich in gewissem Maße schon verstehen, sowohl manche Künstlerbeiträge als auch zuviel Harmonie können einem irgendwann mal auf die Nerven gehen, aber: daß Biermann vergessen (oder nie begriffen) hat, welche Soldaten ihm ein Leben im Faschismus erspart haben, und daß Peter Schütts Lyrik auch bei vielen DKPlern nur Heiterkeit erregt, ist nicht neu. Neu ist hingegen, daß 60.000 Menschen eine solche Veranstaltung besuchen, und den meisten hängen eben die bots oder Konstantin Wecker noch nicht zum Hals heraus, weil sie bisher wenige, vielleicht noch gar keine Friedensfeste besucht haben. Zu einer breiten Bewegung finden sich immer auch unangenehme Zeitgenossen und unerfreuliche Erscheinungen, aber gerade die Breite der Friedensbewegung ist doch ihre Stärke, und dafür sollten auch die »Friedens-Profis« wie Schulze etwas mehr Freude am Eierkuchen aufbringen ...

WERNER HAERTEL

HAMBURG

Politischer Kampf wird nicht nur getragen vom richtigen Bewußtsein und dem korrekten Ziehen der Trennungslinie zwischen Freund und Feind. Sondern auch von Begeisterung für die Sache, Optimismus, Mut, Selbstvertrauen, Gemeinschaftlichkeit. Wenn man die Friedensfeste richtig verstehen will, dann muß man versuchen herauszufinden, wie wichtig die oben genannten Komponenten im »Friedenskampf« sind und was die Friedensfeste leisten, um die Friedensbewegung »innerlich aufzurüsten«.

Diese Frage hat Hartmut Schulze nicht gestellt und deshalb meines Erachtens gezeigt, daß er nichts begriffen hat. Daran ändern die sicherlich sachlich richtigen Anmerkungen zum Verlauf des Hamburger Festes nichts.

ROLAND RAASCH

BERLIN

Leimrute

KONKRET 10/83: »Bye, Bahro« von Sabine Rosenbladt

Wie wollen wir denn in unserer Republik über Veränderungen von Lebensweisen reden und dies auch praktizieren, wenn wir uns von vornherein bestimmten Ansätzen verschließen. Bei aller Umstrittenheit von Baghwan und anderen religiösen und nichtreligiösen Kommuneansätzen werden wir in der Diskussion und der Praxis unserer eigenen notwendigen Veränderung nicht weiterkommen, wenn wir denen mit Ignoranz und Unkenntnis begegnen.

UWE BRENNECKE

MITGLIED D. PARTEI DIE GRÜNEN

HILDESHEIM

Als du kamst, waren wir für dich noch Genossen und die Bundesrepublik Ausgangspunkt für eine sozialistische Alternative mit klaren Konturen. Das wirkte aufmunternd. Aber jetzt, lieber Rudi, bist du dem Gesang der Sirene gefolgt. Keiner hat dir gesagt, daß Freundlichkeiten im Kapitalismus, so anziehend sie sein mögen oder sollen, den Zweck einer Leimrute verfolgen. Bei organisierter Freundlichkeit steckt immer eine kommerzielle Absicht dahinter. Anscheinend hast du dies nicht gewußt, und scheinbar ist dir die »unendliche Freiheit« in der bundesrepublikanischen Gesellschaft im Sinne eines Kindes, das die Eltern vermißt, nicht bekommen. Deshalb suchst du jetzt eine Ideologie, an die du dich anlehnen kannst.

Sollte es je zu einer von dir erdachten grünorangenen Politwirklichkeit in der BRD kommen, werde ich in der DDR um politisches Asyl nachsuchen.

GOBER IRWAHN

SEEVETAL

Widerstandsrecht

KONKRET 10/83: » Wo bleibt der Generalstreik« - von Werner Heine

Als Angehörige des Jahrgangs 1901 kann ich mich noch gut an den Kapp-Putsch im Jahre 1920 erinnern. Seine Niederwerfung geschah durch den Generalstreik der Arbeiter, Angestellten und Beamten.

Gibt es ein Widerstandsrecht der Gewerkschaften für den äußersten Fall? Alfred Weber hat bereits im Jahre 1950 sich mit dieser Frage beschäftigt und im besonderen das Widerstandsrecht der Gewerkschaften als eindeutig legitimiert angesehen. In einem Münchner Vortrag über das Thema: »Staat und gewerkschaftliche Aktion" hat er mit folgenden Sätzen geschlossen: »Mein Standpunkt besagt erstens: Es gibt ein Widerstandsrecht der Gewerkschaften zur Verteidigung der Demokratie im Ganzen, auch zur Verteidigung wirklich lebenswichtiger errungener demokratischer Integrations-Positionen. Im übrigen aber haben die Gewerkschaften zweitens Aktionsfreiheit mit den ihnen eigenen Mitteln der Demonstration und des Demonstrationsstreiks. Eine verständige demokratische Regierung müßte meiner Ansicht nach die Gewerkschaften, die in diesem Rahmen ihre Aktionen ausüben, nicht verfemen und nicht angreifen. Sie sollte im Gegenteil einsehen, daß die Gewerkschaften, indem sie diese Rechte ausüben, nicht Angreifer, sondern Verteidiger der Demokratie sind. Verteidiger in einer Zeit, in der es wirklich darauf ankommt, den schlecht Weggekommenen nicht das Gefühl zu geben, daß man über ihre Rechte ohne weiters hinweggeht«.

MARIA HUTH

TRÄGERIN DER GEORG V. VOLLMAR MEDAILLE

SEIT 1919 MITGLIED DER SPD

WÜRZBURG

Ruf nach Hilfe

KONKRET 9/83: »Nicaragua von innen« - von Günter Wallraff

Mit großem Interesse haben wir ihren Artikel über Nicaragua gelesen, besonders, weil er zu einem Zeitpunkt erschienen ist, wo unser Land unter den Folgen der Desinformation seitens der großen ausländischen Presseorgane zu leiden hat. Wir wünschen uns, daß ihre Zeitschrift auch weiterhin dieses Interesse an wahrer Berichterstattung über die Situation in unserem Land und allgemein in Mittelamerika beibehält.

Wir haben unsererseits noch einige Erklärungen abzugeben, da ja Günter Wallraff am Ende seines Artikels über das Gesundheitszentrum in Jalapa berichtet. Für dieses Zentrum gibt es ein 3-Phasen-Projekt. Die erste Phase besteht in dem Wiederaufbau des alten Verwaltungsgebäudes der Tabakplantage Somozas in Jalapa. Dieser Abschnitt wurde bereits vollendet. Die zweite Phase umfaßt einen Anbau für einen 30-Betten-Saal. Die Verträge mit einer Baufirma sind bereits abgeschlossen.

Die Finanzierung der Phasen 1 und 2 sowie der Ausstattung sind gesichert, da die Organisation medico international, Frankfurt, dieses Projekt seit langem unterstützt. Wir hoffen, daß das Gesundheitszentrum gegen Ende des Jahres vollständig ausgestattet ist, ebenso der 30-Betten-Saal. Hauptsächlich wegen der Kriegssituation in diesem Gebiet hat es Verzögerungen in der Vollendung des Projektes gegeben. Sie wissen ja, daß die Banden Somozas im Norden die Zufahrtswege blockieren und daß Jalapa mehr als einmal angegriffen wurde.

Die dritte Projektphase soll dem Widerstand in diesem Gebiet dienen. Wir wollen eine notwendige Chirurgie einrichten. Dafür fehlt uns noch die Finanzierungsmöglichkeit, d.h. 564.403,41 Córdobas, oder ca. 20.525 US-Dollar.

RENE DARCER.

VIZE-GESUNDHEITSMINISTER VON NICARAGUA,

MANAGUA

Spenden können unter dem Stichwort »Hospital Jalapa« (Sölle/Wallraff) bei der Stadtsparkasse Frankfurt, BLZ 500 501 02, Konto-Nr. 1800, eingezahlt werden

Konkret 11/83, S. 8

Hermann L. Gremliza

Tanz den Rainer Barzel

Im Februar 1984 (die ersten 50 Pershing 11 sind stationiert, in der DDR und der CSSR wurden SS-20 in Stellung gebracht, Walesa ist verhaftet und die Jenaer Friedensgruppe ist ausgebürgert) faßt der Koordinationsausschuß der Friedensbewegung einen Abgrenzungsbeschluß: Mitmachen darf nur noch, wer die Gewähr bietet, jederzeit für die freiheitlich-demokratische Grundordnung einzutreten. Auf der großen Friedens-Demo vor der Bonner Sowjetbotschaft sieht man unter anderen: Marion Dönhoff,. Walter Wallmann und Ludek Pachman.

Wüßte man es nicht besser, könnte man meinen, die Stationierung der neuen amerikanischen Raketen sei nur ein Mittel zu diesem Zweck gewesen, ein Mittel, die Sowjets zu einer politischen und militärischen Aufrüstung zu zwingen, die alle westlichen Nörgler, Protestanten und Miesmacher verstummen läßt. Jetzt, im Frühjahr 1984, zeigt der Bolschewismus wieder sein »wahres Gesicht«, jetzt ist nicht die Zeit für Streiks und Blockaden, sondern, wie die »FAZ« schreibt, für »rückhaltlose Gemeinsamkeit der Demokraten«.

Es hatte sich schon im Herbst 1983 abgezeichnet. Je näher der 22. November, der Tag der ersten Pershing-Stationierung rückte, desto weniger war die Rede von den neuen amerikanischen Atomraketen, desto mehr beherrschte die eine Frage alle Diskussionen: Wie schaffen wir den Kommunismus ab?

Sechs Wochen vor dem 22. November verlieh der Börsenverein des deutschen Buchhandels seinen »Friedenspreis« an einen Schriftsteller, der die Schuld an zwei Weltkriegen den »inneren Zwisten« Europas zuschob, der das »totalitäre Imperium« Sowjetunion auf dem Vormarsch an die »Ufer des Atlantischen Ozeans« sah und die Westeuropäer aufforderte, nicht in »masochistischer Wehrlosigkeit« zu verharren, sondern ihren Kontinent zu einer atomaren »Supermacht« aufzurüsten. Friedenspreisträger Sperber: »Wir müssen leider selbst gefährlich werden, um den Frieden zu wahren.«

Am Tag darauf rief Sperbers Freund Heinrich Böll die Friedensbewegung im »Deutschlandfunk« dazu auf, den Einfluß der Kommunisten zurückzudrängen, was Enno von Loewenstern in der »Welt« zu dem Kommentar veranlaßte: »Das hätte sich Friedrich Zimmermann nicht träumen lassen ... « Und die »Bild«-Zeitung erschien mit dein Sperber-Zitat des Tages: »Ich bin gegen jeden Krieg. Aber ich weiß, daß ein totalitäres Regime sich gefährdet glaubt, solange es nicht seine grenzenlose Macht über seine Nachbarn - und eines Tages über den ganzen Planeten - ausbreitet.«

Haben nicht die friedlichen Blockierer von Mutlangen überhaupt als erste mit einer Lichterdemonstration auf den Abschuß des koreanischen Verkehrsflugzeugs durch die Sowjets reagiert? Sind nicht die Grünen von einer Friedenskonferenz in Prag demonstrativ abgereist, weil die Mitglieder der Charta 77 nicht teilnehmen durften? Und haben nicht die Alternativen mit 10.000 Sympathisanten in Bonn beim Breschnew-Besuch gegen die sowjetische Hochrüstungspolitik demonstriert? Wurden nicht Petra Kelly und Gert Bastian in Ost-Berlin verhaftet, weil sie auf dem Alexanderplatz für den Frieden demonstriert hatten?

Das alles fragte Petra Kelly bei ihrem letzten USA-Besuch vor der Pershing-Stationierung die Reagan-Freunde vom »Cosmos Club« und fand, laut »Spiegel«, deren »Wohlgefallen«. Es gab Szenenapplaus, als Frau Kelly versicherte, zu der Aktion auf dem Alexanderplatz hätten ihr »sogar die Christdemokraten gratuliert«. Und Professor Stephen Szabo vom Washingtoner War College fand, daß Frau Kelly zwar keinen seiner 280 Offiziere überzeugt habe, aber viele von ihnen hätten »ihre guten Absichten gespürt«.

Im Oktober 1983 stimmten »autonome Friedensfreunde« im »Demoleitungsausschuß für die Blockadedemonstration in Bremerhaven« dagegen, den Kabarettisten Dietrich Kittner im Rahmen der Auftaktkundgebung vor der Stadthalle auftreten zu lassen. Kittner galt ihnen »als Freund der orthodoxen Kommunisten oder auch 'Revis', wie sie liebevoll-spöttisch genannt werden« (»TAZ«). Zur gleichen Zeit hatte Albrechts niedersächsische Regierung einen Erfolg vor Gericht: Bereits beamtete DKP-Mitglieder dürfen auf dem Disziplinarweg aus dem Staatsdienst entfernt werden. Aber das sind natürlich Ausnahmefälle: »Da die Zahl der Bewerber heute um ein Vielfaches über der Zahl der zu besetzenden Stellen liegt, können Minister aller Couleur den lange ersehnten, in anderen durchaus freiheitlichen Demokratien üblichen Weg gehen: Für Kommunisten ... ist keine Stelle frei« (»FAZ«). Keine Kommunisten bei der Auftaktkundgebung und auch nicht anderswo.

Im selben Oktober 1983 annoncierte ein Musikverlag die neue Platte eines Liedermachers, der auf Intervention des Unterhaltungsredakteurs vom »Stern« (»Sonst schreiben wir, die Veranstaltung sei DKP-gesteuert«) auch beim Hamburger Friedenskonzert auftreten durfte: »Angeklagt werden Bluthunde in West und Ost ohne politisch-taktische Rücksicht ... Es fehlt auch nicht das abschließende Lied von der gigantischen Mißgeburt des Kommunismus.« Die Schallplatte erschien »im Vertrieb der EMI«. Kann ich was dafür, daß die EMI-Mutter Thorn ihr Geld mit Raketen-Elektronik verdient?

Wer »keine Pershing II« sagt, muß auch »keine Kommunisten« sagen - in dieser herbstlichen Losung des Jahres 1983 lag immerhin Logik: Wenn es nicht gelingt, den USA ihre Atomkriegslust zu nehmen, muß man ihnen den Feind enteignen. Bekämpft erst alle Welt den Kommunismus, wird der Einsatz von Atomraketen überflüssig. Und Ronald Reagan kriegt seinen ersten Oscar - vom Osloer Nobelkomitee, wegen »guter Absichten«.

Schon Ende September 1983 hatte der »Spiegel«, dessen Herausgeber Augstein und Reporter Bittdorf stets das Gegenteil behauptet hatten, der Sowjetunion alle Schuld an der wachsenden Atomkriegsgefahr zugewiesen: »Weil sich die Sowjetunion selbst eingekreist hat, braucht sie die Wunderwaffe, die im Westen nur die Russenangst belebt ... Die SS-20 steht am Ausgangspunkt des weltpolitischen Klimasturzes seit dem Ende der 70er Jahre, sie symbolisiert ... Rüstungswahn und Kriegsbereitschaft ... Einen Atomkrieg, den sie wie manche US-Strategen für gewinnbar halten, werden auch die Sowjetmilitärs nicht anzetteln wollen ... « Wie gnädig!

Im Januar 1984 zählte die Bundesanstalt für Arbeit 2,9 Millionen Arbeitslose. Das waren schon 1,2 Millionen mehr als in jenem Februar 195 1, da die Regierung Adenauer diesen Beschluß faßte: »Wirtschaftliche Unternehmungen, die verfassungsfeindliche Bestrebungen unterstützen, verdienen nicht, durch Aufträge der öffentlichen Hand gefördert zu werden. Als verfassungsfeindlich sind die Organisationen' anzusehen, die von der Bundesregierung öffentlich als solche bezeichnet werden.« Mit der »Kommunistischen Partei Deutschlands und allen ihren Unterorganisationen« war das bereits am 19. September 1950 geschehen.

Ende der fünfziger Jahre legte Rainer Barzel mit seinem Komitee »Rettet die Freiheit« schwarze Listen von Kommunisten und ihren Sympathisanten an. Der Boom der sechziger Jahre, der alle Kritik am kapitalistischen System erstickte, ließ die Fortführung der Listen entbehrlich erscheinen. Doch schon beim ersten Knick in der Steilkurve gab's 1972 den Berufsverbote-Erlaß. Ab zwei Millionen Arbeitslosen wird den Repräsentanten der real existierenden gesellschaftlichen Alternative der Kalte Krieg erklärt. Ab wieviel Millionen der heiße?

Konkret 11/83, S. 10

Nachrichten

Hopp, hopp, hopp - Atomwaffen stop

Zum erstenmal wird ein Land offiziell atomwaffenfreie Zone. Der sozialistische griechische Premierminister Andreas Papandreou kündigte jetzt an, daß bis Ende 1985 alle Atomwaffen aus Griechenland entfernt werden.

Derzeit sind, nach Angaben der Regierung in Athen, in Griechenland noch mehr Atomwaffen stationiert als in der Bundesrepublik. Die atomwaffenfreie Zone soll möglichst rasch auf den gesamten Balkan ausgedehnt werden. Regierungsvertreter aller Balkanländer werden sich im Januar in Athen treffen, um über einen »atomwaffenfreien Balkan« zu beraten.

Massengräber

Auf einer Konferenz der britischen Gesellschaft der Krematorienbetreiber referierte Allen Bullett, ein hoher Beamter der Grafschaft Kent, über die »wirtschaftlichsten Methoden«, die Toten eines Atomkrieges zu bestatten. Das Problem bei einer möglichen Leichenverbrennung wäre, so Bullett, der Mangel an Brennstoff, denn es sei wichtig, geeignetes Material zu finden, um die Leichenberge zunächst einmal zum Brennen zu bringen. Dennoch: Ein würdiges Ritual, wie es Gesellschaft und Religion verlangten, sei auch bei der massenhaften Bestattung von Atomkriegsopfern möglich.

Millionen-Deal

Über einen erstaunlichen Handel ist vom (im Bau befindlichen) Atomkraftwerk Grohnde zu berichten. Da hatten zwei Pharma-Firmen, die etwa 1.000 Meter vom AKW entfernt liegen, Einspruch erhoben mit der Begründung, ihre Arzneimittel könnten übermäßig strahlenbelastet werden. Die Klage sorgte für zweijährigen Baustopp und jetzt für einen sensationellen außergerichtlichen Vergleich. Die Preußen-Elektra, zu 50 Prozent am AKW Grohnde beteiligt, zahlt für die Klage-Rücknahme 15 - in Worten fünfzehn - Millionen Mark. Also strahlt so ein Werk doch mehr, als bisher zugegeben. Wir werden darauf zu achten haben, ob die Pharma-Firmen nur Kasse gemacht oder ob sie mit ihrem Betrieb jetzt auch aus der Gefahrenzone wegziehen. Es werden Wetten angenommen.

Alte Kameraden

Zu einem Versorgungswerk für regierende Sozialdemokraten a.D. hat sich der Medien-Multi Bertelsmann entwickelt. Während der sozial-liberalen Regierungszeit fast unbehelligt zum mächtigsten Medienkonzern aufgestiegen, zeigt sich Bertelsmann nun erkenntlich: Aufsichtsratsmitglied Gerd Bucerius brachte Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt als Mit-Herausgeber der »Zeit« unter, Schmidts Sprecher Klaus Bölling bessert seine Früh-Rente als »Stern«Schreiber auf, Schmidt-intimus Manfred Lahnstein sitzt seit dem 1. September im Bertelsmann-Vorstand. Im Geschäftsjahr 81/82 wurden den sechs Topmanagern in Gütersloh insgesamt 8.145.495,14 Mark und dem halben Dutzend Filialleitern von Gruner + Jahr an der Alster zusammen 6.209.883,56 Mark angewiesen. Dabei kommt der Vorstands-Vorsitzende Mark Wössner heute auf gut 2,2 Millionen Mark. Manfred Lahnstein muß sich noch bescheiden, für ihn bleiben 1,1 Millionen.

So teuer ist Arbeitslosigkeit

Die Bundesanstalt für Arbeit hat die Kosten der Arbeitslosigkeit für 1983 berechnet. In ihren »Mitteilungen für Arbeitsmarkt und Berufsforschung« werden folgende Zahlen angegeben:

1. Fiskalische Kosten (direkte Ausgaben und Einnahmeausfälle) pro Kopf 24.000 Mark, insgesamt (2,3 Millionen x 24.000 Mark) ca. 55 Milliarden Mark.

2. Gesamtwirtschaftliche Opportunitätskosten ca. 125 Milliarden Mark (= entgangenes Volumen an Bruttoinlandsprodukt durch die Nichtbeschäftigung von rund 2,3 Millionen registrierten Arbeitslosen aus einer Brutto-Durchschnittsproduktivität von rund 55 Milliarden Mark pro Jahr). Zusammen 180 Milliarden Mark.

Nicht berücksichtigt sind in der Studie die möglichen medizinischen und sozialen Folgekosten der Arbeitslosigkeit.

Naive Blamage

Drei Thesen des Philosophen und Schriftstellers Günther Andes zur Verleihung des Friedensnobelpreises an Lech Walesa:

Gefragt, was ich zur Verleihung dieses Preises an den so rührend und ahnungslos pilzesammelnden Lech Walesa zu bemerken habe, habe ich, der ich bekanntlich ein linkes Auge nur zu dem Zwecke besitze, um auf diesem blind zu sein, geantwortet:

1. Daß Walesa in diesen Jahren der schärfsten Friedensgefährdung auch nur den mindesten Beitrag zur Friedensbewegung geleistet habe, ist mir, obwohl ich mich über deren Stand pausenlos auf dem laufenden zu halten versuche, unbekannt geblieben. Mit den heute akuten Friedensproblemen, also mit denen der atomaren Wettrüstung, haben Walesas Aktivitäten nicht das mindeste zu tun. Jedenfalls nichts Direktes.

2. Wenn es Männer und Mächte gegeben hat, die durch politische Behutsamkeit und Aktionsverzichte erreicht haben, daß der Frieden in Polen, damit in Europa, damit in der Welt erhalten blieb, dann waren es gerade diejenigen Männer und Mächte, die Walesa, von der unheiligen Allianz Washington-Rom unterstützt, bekämpft hat. Diese Männer und Mächte haben eben, im Unterschied zu den amerikanischen Kriegsschiffen, die im Interesse der Freiheit in den Libanon hineinschießen, kein Feuer eröffnet. - *Indirekt* hat Walesa natürlich etwas mit der durch Rüstungswettlauf und Friedensbewegung gekennzeichneten heutigen Lage zu tun: Da seine Aktivitäten anti-sowjetisch sind, wird durch die Tatsache der Preisverleihung an ihn die amerikanische Front gegen die Sowjetunion automatisch gestärkt.

3 . ie Autorität der Friedensnobelpreis-Jury ist nun, nachdem sie sich schon einmal, ebenfalls im Interesse der Nahost-Politik der Vereinigten Staaten, durch die, bestenfalls naive, Preisverleihung des Paares Sadat/Begin blamiert hatte, endgültig lächerlich geworden.

Zitate

»Der Fortschritt darf auch vor dem Vatikan nicht haltmachen. Ich fordere die Elektrifizierung des Heiligen Stuhls.«

»Durch bloßen Aufenthalt in er Demokratie wird man ebensowenig zum Demokraten, wie man dadurch zum Auto wird, daß man sich in die Garage stellt.«

»Ich habe jetzt eine 97-Prozent-Mehrheit in der SPD. Nur der Schmidt hat noch Charakter.«

Karl Heinz Hansen, 1981 aus der SPD ausgeschlossener Atomrüstungsgegner

»Den Kindern macht das Spaß«

»Stern«-Chefredakteur Peter Scholl-Latour über die Beteiligung Jugendlicher an den Kämpfen im Libanon

Agentenkrieg in Nicowawa

Der Multimillionär William J. Casey, 70, Direktor des CIA, ist einer der mächtigsten Männer in Ronald Reagans Administration. Häufiger als jeder seiner Vorgänger mit einem CIA-Direktor berät sich der Präsident mit Casey, der ihm schon deshalb sympathisch sein muß, weil er nicht einmal die Namen der Länder, gegen die er seine verdeckten Kriege führt, im Kopf behalten kann. So spricht der CIA-Chef wenn es um Nicaragua geht, ständig von »Nicowawa«, was einige demokratische Kongreß-Abgeordnete zu der Bemerkung veranlaßte, sie wurden keinen Plänen für den Umsturz in Ländern zustimmen, »die Casey nicht aussprechen kann«. Das US-Magazin »Newsweek« hat jetzt in einer Titelgeschichte Caseys und Reagans CIA-Aktivitäten in aller Welt dargestellt. KONKRET dokumentiert Auszüge:

Mittelamerika: Bei dieser am besten bekannt gewordenen geheimen Mission der Agentur gaben Geheimdienstler schätzungsweise 80 Millionen Dollar aus, um einen ausgedehnten Krieg gegen das Regime in Nicaragua anzuzetteln - sie unterstützten einige 10.000 Soldaten im Feld, dirigierten Luftangriffe und Spionage-Überfälle gegen Einrichtungen innerhalb Nicaraguas und steuerten eine Reihe von Propagada-Aktivitäten, um die Sandinisten zu destabilisieren. Die Leitung dieser Aktion lag bei den US-Operationszentren in Honduras, Costa Rica und EI Salvador. Neuerdings werden Lufttransporte mit Munition, Medikamenten und anderen Lieferungen von San Salvador in salvadorianischen C-47 Transportflugzeugen *zu* den Rebellen transportiert, amerikanische Piloten wurden durch salvadorianische Piloten abgelöst mit dem Ziel, wie US-Offizielle sagen, »um diesen Jungs Feuer unterm Hintern zu machen«.

Gut informierte Quellen unterrichteten »Newsweek«, daß der CIA einfach keine »unverdächtigen« Waffen - zum Beispiel aus Belgien, der Tschechoslowakei, West-Deutschland oder erbeutetes Material aus sowjetischer Produktion - bekommen und nach Mittelamerika schicken konnte, was die übliche Deckung solcher geheimen Aktionen gewesen wäre. Deshalb haben die USA nun ein Arrangement mit Israel getroffen, um CIA-unterstützte Guerillas mit erbeutetem Material aus dem Libanon zu beliefern.

Afghanistan: Die afghanischen Rebellengruppen wurden mit ungefähr 100 Millionen Dollar in Waffen und Munition versorgt, die Geheimagenten der Agentur arbeiten über Kontakte in Pakistan und Kanäle im Mittleren Osten. Beobachter des CIA sagen, man habe Schritte unternommen in Pakistan, um ein Auge auf das pro-amerikanische Militärregime von Präsident Zia ul Haq zu haben, und um es zu unterstützen.

Die offizielle US-Position zum Krieg in Afghanistan ist, daß es ein einheimischer Aufstand ist, ohne direkte Einmischung durch die USA. Die offizielle Position der afghanischen Rebellen ist, daß sie sich selbst bewaffnen mit Waffen, die sie von der regulären afghanischen Armee erbeutet haben. Aber die Wahrheit ist weitaus komplexer: eine geheime CIA-Operation trainiert und liefert Agenten für die Rebellenstreitkräfte. Wie diese Operationen vonstatten gehen, ist das Zeug, aus dem Spionageromane gemacht sind.

Die CIA-Operationen müssen außerordentlich diskret sein. Weder die Vereinigten Staaten noch Pakistan wollen der Sowjetunion einen Vorwand liefern, ihre Aktivitäten in diesem Gebiet auszudehnen, und die Rebellen wollen nicht durch US-Bindungen diskreditiert werden. Die Rolle des CIA ist deshalb weitgehend darauf beschränkt, Lieferungen zu arrangieren und die Rechnungen zu bezahlen.

Unter Berufung auf eine kenntnisreiche pakistanische Quelle werden zum Beispiel in Rußland hergestellte Waffen, die Israel den Syrern und der PLO abgenommen hat, nach Kanada an einen Mittelsmann verkauft, dann durch einen US-Mittelsmann nach »irgendwo im (persischen) Golf« - möglich wäre Saudi-Arabien - verschifft und weiter nach Pakistan und von dort über die Grenze nach Afghanistan geschafft.

Iran: Der CIA liefert Unterstützung für Exil-Iraner in der Türkei, die für den Umsturz des Ayatollah-Regimes arbeiten.

Afrika: Die Agentur schickt sowohl Geheimagenten als auch offene Hilfe und Ausbildung für die Streitkräfte, die gegen die Einfälle Libyens in den Tschad kämpfen. Ausbildung, Waffen und finanzielle Unterstützung werden auch Streitkräften in Äthiopien, Angola und dem Sudan gewährt. Zwei Geheimoperationen wurden fallen gelassen aufgrund starker Opposition innerhalb des Kongresses; wie »Newsweek« erfuhr, waren das die Pläne, 1. an anti-libysche Streitkräfte in Mauritius zu liefern und 2. an Opponenten des starken Mannes Gadhafi in Libyen selbst.

Asien: die Agentur arbeitet mit den Chinesen zusammen, um Waffen für Streitkräfte des ehemaligen Regierungschefs Kambodschas, Pol Pot, zu liefern.

CIA-Direktor Casey hat dem CIA und anderen US-Intelligence Agencies mehr Spielraum als jemals zuvor im nationalen Krieg gegen Drogen eingeräumt. Bei mehreren Gelegenheiten in den vergangenen Jahren hat sowohl die Justizbehörde als auch die Drogenbekämpfungsbehörde Hauptverdächtige im Drogenhandel verfolgt, um ein bißchen später festzustellen, daß es sich um hochbezahlte Aktivisten des CIA handelte, die somit praktisch unberührbar waren.

Konkret 11/83, S. 12

Susanne Mersmann

Der Forschung. Der Lehre. Der Kasse

Obwohl Patienten über Medikamentenversuche aufgeklärt werden müssen, wird in vielen Kliniken mit ihnen herumexperimentiert. Konkret liegen Dokumente vor, die nachweisen, wie der Bayer-Konzern noch nicht zugelassene Arzneien auch an Notfallpatienten und geistig behinderten Kindern ausprobiert hat und was die beteiligten Ärzte dafür kassierten.

Professor Dr. med. Wolfgang Schwartzkopff von P der Freien Universität Berlin zeigte sich besorgt. Nicht etwa um seine Patienten, sondern um sein Portemonnaie. Da ihn das Finanzamt für Forschungstätigkeiten, die er ausschließlich für Industrieunternehmen machte, zur Mehrwertsteuer herangezogen habe, bat er seine »Hochverehrte Frau Kollegin Dr. Hillebrand« vom Bayer Medizin-Ressort in Wuppertal, die Problematik Mehrwertsteuer »noch einmal... zu diskutieren... Die sich hieraus ergebenden Aspekte können ja nicht nur für mich sondern auch für andere Forscher von Bedeutung sein.«

Professor Schwartzkopff hat recht. Denn der Pharma-Gigant Bayer unterhält ein Heer von »Forschern«. Ob sie allerdings alle so fürstlich entlohnt werden wie er in diesem Fall des Prüfmedikaments »Acarbose«, ist fraglich. Die Endabrechnung der Studie 174 des Präparats BAY g 5421 beträgt 271.946,50 Mark. Schwartzkopff zeigte sich auch überaus fleißig. Am 14. Dezember 1978 schreibt er an die Bayer-Dame Hillebrand: »Ich bin froh darüber, daß die von Ihnen angeregte außerordentlich aufwendige und komplizierte Studie nun abgeschlossen werden konnte, und daß trotz der zahlreichen Nebenwirkungen, bei 73 Probanden die Studie über den vollen Zeitraum durchgeführt werden konnte. Leider schieden 30 Fälle wegen der Nebenwirkungen vorzeitig oder im Verlauf der Studie auch aus anderen Gründen aus ... Sie werden verstehen, daß ich schon im Februar 1978 von dieser so komplizierten aufwendigen, schwierigen und auch die Patienten so belastenden Studie abgesehen hätte, wenn mir Ihre im Juli 1978 dargelegten Äußerungen *(die Studie sollte auf 20 Patienten begrenzt werden)* schon im Frühjahr bekannt gewesen wären. Wir hätten dann sicher diese Studie sofort abgebrochen und die Patienten mit einem die Lipide(= *Fettgehalt)* sicher senkendem Pharmaka weitertherapiert.« Bayer kapitulierte vor Schwartzkopff. Für 73 abgeschlossenen Fälle erhielt er pro Patient 3.000 Mark, für 25 abgebrochene Fälle 42.946,50 und für fünf weitere Patienten 10.000 Mark. Im übrigen beruhigte die Rechtsabteilung des Unternehmens den Professor hinsichtlich der Mehrwertsteuer: »Wir erhalten von Ihnen lediglich den jeweils ausgefüllten Erhebungsbogen, der keinen eigenen gutachterlichen Inhalt besitzt. Das Ihnen von uns für diese klinische Prüfung bezahlte Honorar ist daher für Sie Umsatz, den Sie aus der Tätigkeit als Arzt erzielen und somit von der Umsatzsteuer befreit.«

Das Bayer-Prüfmedikament BAY g 5421 »Acarbose« haben nicht nur Patienten im Universitätsklinikum Berlin-Charlottenburg geschluckt. Das Mittel, das den Stoffwechsel von Zuckerkranken positiv beeinflussen soll, wurde nach den KONKRET vorliegenden Unterlagen mindestens auch von den Doktoren Metz und Cretzberg der Ferdinand-Sauerbruch-Anstalten in Wuppertal (Direktor Professor Dr. med. Jahnke) (1975) verabreicht, von Dr. U. Cordes an der Abteilung für klinische Endokrinologie der 11. Medizinischen Klinik der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz (Leiter Prof. Dr. J. Beyer) (1977), von Professor Dr. med. D. Müting, Chefarzt der Heinz-Kalk-Klinik in Bad Kissingen (1981; Honorar: 20.000 Mark); bei Patienten mit Gallensteinen von Professor Dr. med. H. Goebell und Dr. med. Rakesh K. Tandon in der Abteilung für Gastroenterologie der Universitätsklinik Essen (1982) und bei drei Dauerpatienten der Kinderklinik Wuppertal Barmen (Direktor Dr. F.W. Günther, Oberärztin Dr. Schittko, 1977/78).

Im Oktober 1978 kommt die erste- schlechte Nachricht über BAY g 5421 aus Zürich. Professor Froesch vom Universitätsspital lehnt eine Studie mit Acarbose ab: »Die Erfahrungen bei Tablettenpatienten sind nicht günstig, d.h. die Pat. von Herrn Dr. Belser hatten unter BAY g 5421 keine bessere Stoffwechsellage als ohne Ihr Präparat. Die Nebenwirkungen (Flatulenz, Blähungen) waren beträchtlich.« In Stockholm wird der Acarbose-Versuch im Februar 1982 abgebrochen.

Im September 1982 wird in Wuppertal festgestellt, daß »die Analyse der chronisch toxikologischen Untersuchungen mit Acarbose an Ratten (2-Jahres-Versuch) im Nachhinein ergeben hat, daß die Versuchsanlage keine Trennung der pharmakologischen von den toxikologischen Wirkungen der Substanz zuläßt. Im Gegensatz zu den Kontrolltieren nahmen die mit Acarbose behandelten Tiere stark an Gewicht ab; damit kam es nach längerer Versuchsdauer zu einer Veränderung der Häufigkeit an Tumoren - beträchtliche Verminderung der Gesamtzahl an Tumoren, völliges Fehlen von Mammatumoren, Tumoren des lymphatisch-hämatopoetischen Systems sowie von Lebersarkomen, dagegen mehr Nierentumoren als in der Kontrollgruppe ... Der Befund bedarf vor Registrierung und Vermarktung der Substanz wissenschaftlicher Abklärung. Dazu sind bereits die notwendigen Untersuchungen angelaufen, die in etwa 2 1/2 Jahren zu eindeutigen Ergebnissen führen werden.«

Im Frühjahr 1985 werden wir also wissen, ob das von Bayer getestete Medikament Acarbose zu Nierentumoren führt oder nicht. Bis dahin wird das Prüfpräparat weiter an Patienten ausprobiert, denn der Pharma-Riese Bayer verspricht sich davon eine »Verminderung der diabetischen Komplikationen«. Weiter heißt es in der KONKRET vorliegenden internen

Stellungnahme zur Substanz: »Diese Benefits in der Wirkung von Acarbose können nach Meinung der Experten ohne Risiko über den Zeitraum der experimentiellen Abklärung klinisch weiter exploriert werden. Bayer hat sich bei dieser Sachlage entschlossen, die Abklärung der fraglichen Befunde vor Einreichung der Registrierung abzuwarten und in den Ländern, in denen die Registrierung bereits erteilt ist, die Vermarktung der Substanz zurückzustellen.«

Vor allem verspricht sich Bayer aber von einem Diabetes-Medikament eine weitere Umsatzsteigerung. Denn der Konzern ist am bundesrepublikanischen Jahresumsatz von rund 230 Millionen Mark allein für Tabletten gegen die Zuckerkrankheit nur in geringem Maß beteiligt: Das Bayer-Schering-Mittel »Pro Diaban« bringt es auf lediglich 13 Millionen Mark im Jahr.

Auch auf einem anderen Sektor muß Bayer aufholen, bei den Tabletten gegen Pilzkrankheiten, in der Fachsprache orale Antimykotika genannt.

Am 19. April 1977 bedankte sich Frau Dr. Stettendorf recht herzlich per Einschreiben persönlich bei Professor Dr.med. Rodermund von der Uni-Hautklinik in Bonn. Der Herr auf dem Venusberg hatte in einem Gespräch mit der Bayer-Frau am 17. März das Procedere der Prüfung für das Mittel BAY f 8751 besprochen. In dem Brief heißt es: »Die angestrebte Zahl von 50 behandelten Fällen bis Jahresende hielten Sie für realistisch. Mit den besprochenen Konditionen, d.h. DM 1.000,- pro stationär behandeltem, abgeschlossenem Fall waren Sie einverstanden. Alle Patienten sollten für die Dauer der Behandlung stationär sein.«

Ein feines Geschäft also, für beide Seiten. Der Professor darf probieren und kassiert noch nebenbei, und Bayer hat einen dem Pharma-Unternehmen gewogenen Spitzenmediziner, der in seiner Klinik eine Menge Medikamente benötigt und obendrein noch bei Kollegen als »Meinungsbildner« wirken kann.

Reibungslos ging die Prüfung dieses Produktes allerdings nicht über die Bühne. Am 7. September, als die Menschenversuche schon vier Monate liefen, wurde die Bayer-Rechtsabteilung aktiv. »Es konnte nicht ausgeschlossen werden, daß zwischen der Gabe von BAY f 8751 und den bei mehreren Patienten festgestellten Leberfunktionsstörungen ein ursächlicher Zusammenhang besteht ... Die beschriebene Leberfunktionsstörung ist als erheblicher Gesundheitsschaden zu bezeichnen. Ein derartiger Gesundheitsschaden kann unter Umständen lebensbedrohenden Charakter annehmen ... Wenn auch viele Anhaltspunkte dafürsprechen, daß derartige Anomalien sich zurückbilden, so könne doch nicht ausgeschlossen werden, daß ein solches Krankheitsbild in einem solchen Zusammenhang möglicherweise irreversibel ist.«

Trotz der Erkenntnis, daß das Medikament einen »irreversiblen« Leberschaden auslösen kann, empfiehlt die Rechtsabteilung in ihrem Brief jedoch nicht, das Medikament sofort zurückzurufen: »Bei dieser Sachlage bestand die unabweisbare Notwendigkeit, die einzelnen Prüfärzte über die Situation aufzuklären. Jeder Prüfarzt hat nunmehr eigenverantwortlich zu entscheiden, ob er in bereits anbehandelten Fällen die Therapie mit BAY f 8751 fortführt.«

Von den 312 Patienten, an denen die Pilz-Pille ausprobiert wurde, stellten die Prüfärzte in 19 Fällen Nebenwirkungen, meist vorübergehende Leberschäden, fest. Der Grund: »Bestimmte Ergebnisse der toxikologischen Prüfung sind hier im Nachhinein betrachtet falsch interpretiert worden«, gibt die Rechtsabteilung am 19. Oktober zu und stellt fest: »Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß Bayer im rechtlichen Sinn ein Verschulden vorzuwerfen ist.«

Um die Sache vom Tisch und keinesfalls in die Öffentlichkeit zu bekommen, verhandelt das Ressort Medizin »unbürokratisch« mit einem geschädigten Patienten, der Ansprüche angemeldet hat.

Der Geschädigte ist Karl Meier*. Er war im Juni 1977 wegen einer Pilzerkrankung an Händen und Füßen in der Uni-Klinik Düsseldorf von Professor Itani behandelt und mit dem Bayer-Prüfpräparat BAY f 8751 versehen worden. Während der Einnahme kam es zu einer Erkrankung, die zunächst für eine Gelbsucht gehalten wurde. »Neben einem Krankenhausaufenthalt von etwa 3 1/2 Monaten mußte sich Herr Meier verschiedenen Eingriffen unterziehen, die aufgrund der vorgefundenen Befunde zu dem Schluß führten, es liege eine medikamentös toxische cholestatische Hepatose vor.« Bayer zahlte »ohne Anerkennung einer Rechtspflicht« inklusive der Anwaltskosten 69.937,09 Mark. In der Vereinbarung heißt es: »Durch den genannten Betrag wird die zukünftige Minderung der Lebensqualität im heutigen Umfang einschließlich aller notwendig werdenden Untersuchungen, diagnostischen Eingriffe, Kuraufenthalte, Diätkost etc. abgegolten. Sollte sich aufgrund der angegebenen Leber-Erkrankung der Gesundheitszustand von Herrn Meier erheblich verschlechtern, so ist die Bayer AG zu neuen Verhandlungen über eine mögliche Änderung des Ausgleichs bereit.« Dem Konzern, der das doppelte und dreifache an Prüf-Professoren zahlt, tat die Summe nicht weh: Der »Schadensfall« wurde mit dem Versicherungskonzern Gerling abgerechnet.

Noch schlimmer als Herrn Meier ging es Frau Pape*. Sie war vom Dermatologen Professor Pohlemann gegen Fußpilz behandelt worden, ebenfalls mit BAY f 8751. »Sie wurde am 10.10.77 wegen Verdacht auf Pankreas-Carcinom *(Bauchspeicheldrüsenkrebs)* operiert, wobei der Operationsbefund lediglich eine Leberschädigung ergab, aber keinen pathologischen Befund im Bereich des Pankreas oder der Gallenwege.« Der Ehemann, der Pohlemann vor das Schiedsgericht der Ärztekammer bringen wollte, wurde von Bayer-Professor Berchtold, dem stellvertretenden Leiter des

Wuppertaler Ressorts Medizin, beschwichtigt. Ein Kunstfehler, so Berchtold in seiner Besuchsnotiz vom 26. Januar 1978, könne Pohlemann nicht nachgewiesen werden, da die Patientin darüber informiert gewesen sei, daß es sich um ein Prüfpräparat gehandelt habe. Berchtold weiter über seinen Besuch: »Weiter wird ihm *(dem Ehemann)* dargelegt, daß eine klinische Prüfung ein Risiko in sich trägt und es selbstverständlich immer viel gravierender aussieht, wenn eine Familie von einem Medikamentenschaden betroffen wird.« Bevor Berchtold dann empfiehlt, »einen angemessenen Betrag als good will der Firma« zu überweisen, bietet er noch eine Probe seiner Überzeugungskunst: »Die den Internisten und Chirurgen angelastete unnötige Operation wird von mir als absolut notwendig dargelegt, da sich doch hinter dem Krankheitsbild ein harmloser Gallenstein hätte verstecken können und es ärztlich nicht vertretbar wäre, eine Patientin wegen Verdacht auf medikamentösen Leberschaden an einem Gallenstein sterben zu lassen.«

Wer glaubt, Bayer hätte jetzt aus den Pilz-Pillen-Erfahrungen gelernt und ließe nun die Finger von weiteren Tests mit »Patientengut«, irrt. Weiter werden Patienten orale Prüfgaben gegen ihren Fußpilz verabreicht. Im Prüfplan für BAY 19139 wird festgestellt, daß bei Hunden nach einem 13-Wochen-Versuch und hohen Dosen des Mittels »histologische Veränderungen an der Leber beobachtet wurden«. Trotzdem: »Da die Häufigkeit von Mykosen zunimmt, hochwirksame und gut verträgliche, oral anwendbare Antimykotika mit breitem Wirkungsspektrum jedoch nicht zur Verfügung stehen, erscheint es gerechtfertigt, die Wirksamkeit und Verträglichkeit von BAY 1 9139 klinisch zu prüfen.« In eine schlichtere Sprache gebracht heißt das: Weil heute schon jährlich für rund 25 Millionen Mark Pillen gegen Pilzkrankheiten in der Bundesrepublik verschrieben werden, weil diese Infektionen immer mehr zunehmen und weil es Bayer immer noch nicht gelungen ist, auch dafür eine Pille zu entwickeln und einen Marktanteil zu sichern, deshalb muß das Mittel an Patienten geprüft werden.

Die Affären sind unvergessen. Contergan. Hunderte von Babies kamen als Krüppel zur Welt, weil das Medikament das Kind im Mutterleib schädigte. Menocil. Als bekannt wurde, daß der Appetitzügler Bluthochdruck erzeugte, zog der Schweizer Hersteller das Mittel nur in der Eidgenossenschaft aus dem Verkehr, in der Bundesrepublik wurde es weiter getestet. Duogynon. Jahrzehntelang ahnungslosen Frauen vom Gynäkologen in die Hand gedrückt, »damit die Regel kommt«. Doch bei einer vorliegenden Schwangerschaft kam die Menstruation nie, dafür wurde das Präparat später für die Mißbildungen von Tausenden von Säuglingen verantwortlich gemacht. Duogynon ist nicht mehr auf dem Markt. Es heißt jetzt Cumorit. Mexaform. Jahrelang als Durchfallmittel in bundesdeutschen Reiseapotheken beim Sommerurlaub in Spanien, Tunesien oder sonstwo dabei, wird für Zehntausende von Gelähmten, Erblindeten und Gestorbenen, vor allem in Japan, verantwortlich gemacht. Coxigon. Das »richtungsweisende« (Werbung) Rheumamittel, erst im Februar 1981 zugelassen, war das dritterfolgreichste neue Medikament. Als es zu ersten Todesfällen kam, wurde es Mitte 1982 wieder aus dem Verkehr gezogen.

Immer wieder geraten Medikamente in die Schlagzeilen. Dabei ist alles bestens geregelt. Bevor eine Arznei in den Apotheken der Bundesrepublik Deutschland verkauft werden darf, sind umfangreiche Prüfungen erforderlich. Die Wirkstoffe und Wirkstoffkombinationen werden zunächst an Mäusen, Ratten, Kaninchen, Meerschweinchen, Hunden und Affen ausprobiert. Untersucht wird dabei, ob der Stoff giftige Nebenwirkungen hervorruft, ob er Leber, Magen, Nieren oder Darm schädigt, ob er die Leibesfrucht verbildet oder Tumore auslöst.

Gehen diese Tests in den Labors der Pharmariesen nach deren Ansicht positiv aus, wird die Substanz an gesunden, männlichen Freiwilligen, Probanden genannt, untersucht. Probanden sind im Fall Bayer zuerst Werksangehörige. Die Betriebszeitung »Unser Werk« jubelt: »Es gibt eine Vergütung dafür, eine Art Honorar. Reich kann man damit zwar nicht werden, zumal ein Proband in der Regel zu höchstens zwei Studien im Jahr zugelassen bzw. eingeladen wird. Aber ein erfreulicher Urlaubszuschuß kommt dabei schon heraus. Ganz ohne diese Form der Anerkennung würde sicherlich mancher nicht mitmachen.«

Sicherlich würde mancher auch nicht mitmachen, wenn er wüßte, was da wirklich an ihm ausprobiert wird. Das Bayer Prüfpräparat BAY o 1248, das im Juni 1982 im Werk getestet worden ist, hatte im Tierversuch unter anderem »bei Ratten dosisabhängige histologische Veränderungen der Leber« und bei Hunden zu Durchfällen geführt.

Auch die nächste Phase der Prüfung soll freiwillig sein. Laut Arzneimittelgesetz darf »die klinische Prüfung eines Arzneimittels bei Menschen nur durchgeführt werden, wenn und so lange ... die Person, bei der sie durchgeführt werden soll, ihre Einwilligung hierzu erteilt hat, nachdem sie durch einen Arzt über Wesen, Bedeutung und Tragweite der klinischen Prüfung aufgeklärt worden ist.«

Der Leitende Oberarzt der Dermatologischen Universitätsklinik Erlangen, Prof. Dr.med. E. Haneke hat solch ein Merkblatt für die Behandlung mit BAY 19139 vorbereitet: »Sehr geehrte Patientin, sehr geehrter Patient, Sie leiden an einer Pilzerkrankung der Haut bzw. der Schleimhäute, die eine medikamentöse Behandlung erforderlich macht. BAY 19139 ist eine in den Forschungslaboratorien von BAYER, Leverkusen, neu entwickelte Substanz, die eine gute Wirksamkeit gegen die Pilze, von denen Sie befallen sind, erwarten läßt. Das Präparat ist pharmakologisch und toxikologisch geprüft worden, wobei sich keine Bedenken gegen eine Anwendung am Menschen gezeigt haben. Untersuchungen an gesunden Menschen

haben keine ernsten Nebenwirkungen ergeben. Wie jedes Arzneimittel, kann das Prüfpräparat jedoch in Ausnahmefällen bislang noch nicht bekannte Nebenwirkungen haben, regelmäßige ärztliche Kontrolluntersuchungen sind daher erforderlich.«

Wer mag da schon nein sagen? Und wer mag schon nein sagen, wenn der Hausarzt seine Assistentin bittet, eine Packung Tabletten aus dem Schrank herüberzureichen und sagt: »Hier habe ich ein ganz neues Präparat, das es noch nicht einmal in der Apotheke gibt. Das wollen wir einmal bei Ihnen ausprobieren, nicht wahr?« Der Patient oder die Patientin sagen natürlich brav ja - und schon haben sie die notwendige Zustimmung vor Zeugen, der Sprechstundenhilfe, zu einem Medikamentenversuch gegeben.

Doch in den meisten Fällen von Menschenversuchen wird nicht einmal gefragt. Professor Gerhard Kienle prüfte im Rahmen eines Gutachtens zum Entwurf des Arzneimittelgesetzes 1978 rund 2.000 Forschungsarbeiten. Sein Fazit: »Es ist mir nicht gelungen, auch nur einen einzigen sogenannten kontrollierten klinischen Versuch zum Nachweis der Wirksamkeit von Arzneimitteln bei ernsthaften Erkrankungen zu finden, der methodisch einwandfrei und bei dem auch sichergestellt ist, daß die Versuchspersonen wahrheitsgemäß über Art und Risiko des Versuchs aufgeklärt wurden.«

»Primum nil nocere«, der Ärzteschwur, dem Patienten vor allem keinen Schaden zuzufügen, wird in bundesdeutschen Kliniken täglich gebrochen.

In der Neurochirurgischen Abteilung der Städtischen Kliniken Duisburg probierte Prof. Dr.med. W. Bettag das Bayer-Prüfmedikament BAY e 9736 an Patienten mit einem Schädel-Hirn-Trauma aus. Mit dieser Substanz »Nimodipin«, laut Bayer mit dem bereits im Handel befindlichen Mittel »Adalat« verwandt, wurden, so der Prüfplan vom August 1982, »bei zelebralem Vasospasmus« inzwischen mehr als 70 Patienten mit Dosen von 1-3 mg/Std. als Dauerinfusion bis zu 3 Wochen lang behandelt«. Ziel der Studie, gedacht für »etwa zehn Patienten zwischen 18 und 65 Jahren beiderlei Geschlechts«, war die »Prüfung der Verträglichkeit sowie der Wirksamkeit zur Verhinderung der Entwicklung neurologischer Defizite nach einem Schädel-Hirn-Trauma.« Laut Bayer-Prüfplan ist bei der Studie »die übliche Begleittherapie zur Behandlung von Begleiterkrankungen erlaubt. Dagegen dürfen keine Medikamente gleichzeitig angewendet werden, von denen eine Wirkung auf Hirngefäße anzunehmen ist«.

So ließ Bayer auch das Psychopharmakum »Trecalmo«, das heute von den Troponwerken vertrieben wird, von Chefarzt Dr.med. W. Hamouz im Pflegeheim des Sozialwerkes St. Georg in Gelsenkirchen-Buer testen. »Es werden insgesamt 36 Frauen und 36 Männer im Alter bis max. 75 Jahren ... in die Studie aufgenommen ... Die Patienten müssen in der Lage sein, die Anweisungen des Arztes (Einnahmezuverlässigkeit) zu befolgen.«

Trecalmo wurde ebenfalls bei jugendlichen Patienten mit geistiger Behinderung ausprobiert. Prüfer war Dr.med. Jacobs vom Krankenhaus für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Schleswig-Hesterberg. »In einer offenen Studie sollte untersucht werden, ob psychische Störungen bei Jugendlichen mit geistiger Behinderung während einer 3-wöchigen Behandlung mit TRECALMO gebessert werden.« Täglich gab es 15 mg des Testmittels, am siebten und 21. Tag sollten die psychischen Störungen vom behandelnden Arzt anhand einer Liste mit 26 Symptomen beurteilt werden. An diesen Tagen wurde den jungen Versuchsmenschen (zwischen 11 und 18 Jahren) auch Blut für Labortests abgezapft. »Die Verträglichkeit war gut. In einem Fall trat eine Apathie auf, die auf TRECALMO zurückgeführt wurde.«

Im Kreiskrankenhaus Offenburg, dessen Chef-Betäuber Dr. Hassenstein bereits durch seine Lungenbiopsien** an todkranken - Patienten einschlägig bekannt ist, wurde auch mit dem Antibiotikum Azlocillin - heute unter dem Bayer-Handelsnamen Securopen in Gebrauch - herumexperimentiert. Hassenstein am 23. Februar 1979 an das Bayer-Ressort Medizin über den Tod eines 23jährigen Patienten, der mit dem Wirkstoff behandelt wurde: »Aus den Unterlagen können Sie entnehmen, daß es sich um ein septisches Krankheitsbild von mehrmonatiger Dauer handelte. Die intensiv-therapeutischen Bemühungen waren entsprechend vielgestaltig, so daß sich eine genaue Bewertung der aufgetretenen unerwünschten Wirkungen sehr schwierig gestaltet.«

Professor Dr. R. Kurz vom Ordinariat für Kinderchirurgie der Universität Graz erhielt von Bayer für die »Optocillin-Studie 117 - Schwere Infektionen im Kindesalter« 9.000 Mark. Bei einem Symposium in Graz redete dann derselbe Professor im Mai 1981 über »Neugeboreneninfektionen auf einer Kinderchirurgischen Intensivstation« und - natürlich- über Optocillin.

Oberarzt Dr. Glinz von der Chirurgischen Universitätsklinik B in Zürich testete von Anfang 1977 bis Mitte 1978 auf der intensivabteilung das Bayer-Antibiotikum Azlocillin an schwerstkranken Patienten. Im streng vertraulichen Jahresbericht des Bayer Ressorts Medizin über Prüfprojekte heißt es 1979 über das Azlocillin-Mittel »Securopen« unter dem Stichwort »Schweiz«: »Es laufen zahlreiche klinische Studien, die zur Unterstützung der Ausbietung und zur Gewinnung der wichtigen Meinungsbildner in der Schweiz dienen.«

Auch Professor Rudolph vorn Herzzentrum München gehört zu den rührigen Kollegen. Am 21. Januar 1975 meldete er sich telefonisch bei Bayer, um seine Dienste anzubieten. Eine Doppelblind-cross-over-Studie mit BAY a 1040, dem

Herzmittel Adalat, sollte es sein. Bei diesen Studien wird eine Anzahl von Patienten, in diesem Fall 20, zur einen Hälfte erst mit dem Medikament und dann mit einem Placebo (Substanz ohne Wirkstoff) und zur anderen Hälfte erst mit dem Placebo und dann mit dem Mittel behandelt, ohne daß der behandelnde Arzt weiß, ob er die Arznei oder das Placebo verabreicht.

Des Professors Interesse entstand bei der Studie für das Konkurrenzmittel Pexid, mit dem Patienten mit Fettstoffwechselstörungen nicht getestet werden durften. »Da dies bei uns kein Ausschlußgrund ist, könnten diese gut untersuchten Patienten in die ADALAT-Studie kommen«, heißt es in der Aktennotiz von Dr. Ebner (Bayer). Die Patienten sollten eine Einlaufperiode von 48 Tagen und dann zwei Therapieperioden (Arznei/Placebo oder umgekehrt) von je 70 Tagen mit der »üblichen Blutchemie, Anfallszahlen, Nitroglyzerinverbrauch und Elektrokardiogramm in Ruhe und unter Belastung« durchlaufen. »Finanzielle Forderungen« stellte Rudolph laut Ebner nicht, »möglicherweise, weil mehrere Herren bei dem Gespräch in der Klinik anwesend waren. Andererseits verweist Rudolph darauf, daß er einen Assistenten und eine Sekretärin habe, die für diese Studie vorhanden seien.«

Das Angina-pectoris-Mittel Adalat (Jahresumsatz 1981 = 56 Millionen Mark), den Ärzten in der »Roten Liste« für die Früh- und Langzeitbehandlung von Herzkrankheiten empfohlen, wird in dem jetzt erschienenen Buch »Bittere Pillen« als »Möglicherweise zweckmäßig zur Langzeitbehandlung, nicht bei akutem Anfall« klassifiziert. Trotzdem und trotz wenig erfolgversprechender Tests läßt Bayer das Mittel Adalat weiter an akuten Infarktpatienten untersuchen.

Ähnlich hartnäckig zeigt sich der Leverkusener Konzern beim Heilmittel »Trasylol«. Das Mittel wurde schon seit 1954 zur Behandlung von Entzündungen der Bauchspeicheldrüse verwendet und 1959 in der Bundesrepublik auf den Mark gebracht. Nach und nach kamen andere Anwendungsbereiche hinzu. Trasylol wird nun auch bei schwerverletzten Patienten im Schockzustand, gegen Blutungen in der Geburtshilfe und als vorbeugender Schutz bei großen Operationen angepriesen und eingesetzt .

Die Ausweitung des Anwendungsgebiets ist normalerweise eine billige Methode, den Umsatz zu steigern. Doch im Fall Trasylol gestaltete sich das schwierig, weil nicht bewiesen werden konnte, daß die Substanz wirklich hilft. Obwohl sich Bayer alle Mühe gab und gibt. Notfallpatienten im ganzen Land wurde das Mittel im Doppelblind-Test verabreicht: die einen bekamen Trasylol, die anderen das Placebo. In Mülheim und Grevenbroich, in Hamburg-Barmbek und Wiesbaden, in Detmold, Hiltrup und Konstanz, in Leonberg und Braunschweig, in. Peine, Bayreuth und Berlin, in Tettnang, Kiel und Euskirchen - die Liste der Krankenhäuser läßt sich beliebig fortsetzen.

Der Behandlungsverlauf von fast 5.000 Patienten wurde von 1972 bis 1978 in der »Norddeutschen Studie« und einer followup-Untersuchung von Professor Schneider in Hannover analysiert. Die Ergebnisse lagern heute im Bayer-Studienregister, denn »es zeigte sich in der mit Trasylol behandelten Gruppe keine deutliche Verbesserung der Letalität (= *Sterberate)«.*

Da bei Bayer nicht sein kann, was nicht sein darf (Trasylol-Prüf-Budget 1975 = 1,1 Millionen Mark), hat der Konzern bisher »günstige Teilergebnisse ... unter Verwendung neuer Rechenmethoden nochmals analysiert« und ist so zu dem veröffentlichten Ergebnis gekommen, Trasylol rette Schockpatienten vor dem Tod.

Wenn es so wäre, ist es dann zu verantworten, daß schwerverletzten Notfallpatienten zu »Studienzwecken« ein lebensrettendes Mittel vorenthalten wird?

»Ablauf der Studie: Vier Notarztwagen sowie ein Rettungshubschrauber führen jeweils ständig eine codierte Prüfmusterpackung bestehend aus 2 Flaschen á 50 ml mit. Der Notarzt entscheidet noch am Unfallort, ob ein Patient geeignet ist für die Aufnahme in die Studie.« Die Doppelblindstudie (20 Patienten Trasylol, 20 Placebo) wurde geleitet von Privatdozent Dr.med. Peter Sefrin von der Uni-Klinik in Würzburg. In der Poliklinik rechts der Isar der Technischen Universität München wurde von Professor Dr. G. Tempel und Dr.med. J. Konzert-Wenzel ein ähnlicher Test ausgeführt. »Patientenauswahl: Frischer Unfall mit Trauma oder Polytrauma, der eine sofortige klinische Versorgung erforderlich macht ... Die erste Blutprobe wird noch am Unfallort gewonnen.«

Professor Dr. med. W. Ebert und Dr. med. H. Lüllig von der Klinik für Thoraxerkrankungen in Heidelberg prüften ab September 1982 Trasylol bei Lungenoperationen. Damit die »Prüfzielgrößen« festgelegt werden konnten, sollten zunächst an zehn Patienten ohne Trasylol »erneut 20 Lungenbiopsien (2 pro Patient) gemacht und von Professor Heine, Würzburg, für ein Honorar von 8.000 Mark untersucht werden.

Privatdozent Dr. Smilja-Popov-Cenic von der Uni Bonn schreibt am 30. März 1981 an Dr. Schnells im Bayer-Forschungszentrum Wuppertal: »Lieber Herr Schnells! Hiermit möchte ich Ihnen mitteilen, daß unsere Bonner Gruppe (Popov, Hack, Kirchhoff, Kulzer) eine randomisierte Studie an 40 Patienten, die am offenen Herzen (HLM) operiert werden müssen, durchführen will. Das gesamte Patientengut wird wie folgt aufgeteilt ... « Er läßt die Frau Gemahlin grüßen, bekommt am 13. Mai die Studien-Nr. 376. Sein »Patientengut« sind Kinder.

Klinische Versuche zum Nachweis der Wirksamkeit eines Medikaments sind vom Gesetzgeber vorgeschrieben. Die Prüfungsunterlagen der pharmakologischen und toxikologischen Tests werden beim Bundesgesundheitsamt hinterlegt, wenn mit einer neuen Arznei Versuche gemacht werden. Doch eine Kontrolle ist ausgeschlossen, denn die Behörde weiß nicht, wo und wieviele Studien gerade laufen, die Angaben der Pharma-Firmen sind in der Praxis nicht nachprüfbar.

Säuglinge und Kinder, geistig Behinderte und Alte, Notfallpatienten und Schwerstkranke werden in den Kliniken zu Versuchskaninchen mißbraucht. Die fetten Honorare kassieren die Ärzte. Sie stellen einem Pharma-Konzern wie Bayer »Spendenquittungen« aus, weil sich die Summe so »steuerlich wesentlich günstiger handhaben« läßt. Sie lassen sich, wie Trasylol-Tester Prof.Dr.med. P. Merkle von der Universität Ulm (1981) ihren Familienurlaub in Portugal bezahlen. Sie lassen sich ihre Kongresse löhnen, wie der Düsseldorfer Intensivmediziner Professor Falke, von Bayer als »langfristige Investition in einen zukünftigen Hochschullehrer und Meinungsbildner von Rang« verbucht.

In der Bundesrepublik sind rund 70.000 Medikamente im Handel, in Norwegen sind es 1.500, in Holland 3.500. Jeden Tag rennen fünf bis acht Pharmavertreter in die Behandlungszimmer bundesdeutscher Ärzte und lassen den Kugelschreiber für die Arzthelferin« das neue Produkt für die »Feldstudie« und den Fotoapparat als Belohnung (zum Beispiel für Dr. Klaus Noack aus Schweinfurt für die Gabe von fünfmal »Prent«, einem Bayer-Antibiotikum) in der Praxis.

Solange die Therapiefreiheit die Freiheit von zehn Konzernen ist, sich ihre Ärzte zu kaufen, solange bleiben die Patienten rechtlose Versuchskaninchen.

---

* Name von der Redaktion geändert

** Lungenbiopsie = Gewebeentnahme aus der Lunge: Man sticht den Patienten mit einer sogenannten Spreiznadel in die Lunge und stanzt durch Hin- und Herdrehen Gewebezylinder heraus. Die Gewebeproben können bis zu 2 cm lang und 1,5 cm im Durchmesser werden

Konkret 11/83, S. 24

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche: Ehrenhalber

Der Statthalter eines vierfachen Milliardärs kam in der DDR zur Doktorwürde

Es war eine der großen Szenen aus der neueren deutsch-deutschen Rührseligkeit - größer noch als der Händedruck Honecker-Strauß: Die Krauses in Greifswald empfingen den Krupp aus Essen und machten ihn zu ihrem Doktor der Medizin - seiner Ehre halber. Heute, da im Land der Krupps die Umverteilungskämpfe von unten nach oben heftiger toben als je zuvor, muß ausgerechnet da deren Statthalter im Land der Krauses - wie die DDR sich stolz nennt - mit einem akademischen Festakt geehrt werden?

Aber vielleicht ist Berthold Beitz, der Mann, der Zehntausende auf die Straße setzt, ein Weggenosse im Klassenkampf. Vielleicht hat der Rektor der sozialistischen Universität in Greifswald, der den Festakt eröffnete »zur Verleihung der medizinischen Ehrendoktorwürde an Herrn Berthold Beitz, Vorsitzender des Kuratoriums der Alfried-Krupp-von-Bohlen-und-Halbach-Stiftung, Aufsichtsratsvorsitzender der Fried. Krupp GmbH«, vielleicht hat dieser Rektor Anfang September im Westfernsehen mitgehört, wie sein Preisträger den Kapitalismus überwand. Ein Fernsehmann machte damals Beitz darauf aufmerksam, daß »unsere Gesellschaft ja auch vom Kapitalismus geprägt« wurde und fragte: »Wie sind gesellschaftliche Ungerechtigkeiten zu beseitigen?« Beitz sagte »Tja« und fuhr nach kurzer Pause fort: »Wie habe ich die gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten beseitigt? Ich bin geboren auf dem Lande in einem ganz kleinen Haus. Ich bin bis zum siebten Lebensjahr barfuß gelaufen. Ich habe gearbeitet, habe versucht, was zu werden, habe mich angestrengt und habe selbst dadurch die gesellschaftliche Ungerechtigkeit beseitigt.«

Das sollen ihm die vielen Krauses, die nichts werden, erst einmal nachmachen. Er hat ihnen jede Marscherleichterung zum raschen Aufstieg gewährt, den Paternoster im Hauptverwaltungsgebäude der Krupps ließ er beschleunigen, damit es schneller nach oben geht. Und wenn sich Behinderte dabei einklemmten, war es ihre Unfähigkeit.

Beitz jedenfalls bewies, wann immer es darauf ankam, einen hochentwickelten Gerechtigkeitssinn: Ob die Krupps etwa Menschen zweiter Klasse seien, denen die im Grundgesetz garantierte freie Berufswahl nicht zustehe? So fragte er den alten Kanzler Adenauer, als der darauf drang, Alfried Krupp möge sich von einem Bruchteil seines Eigentums, dem Hüttenwerk Rheinhausen trennen, so wie es im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß für Recht erkannt worden war. Alfried, zweifellos eine der großen Verbrechergestalten in der deutschen Wirtschaftsgeschichte, hat den Arbeitssklavenmarkt im Dritten Reich zu hoher Blüte gebracht (KONKRET 2/83).Er trug dem Führer vor, daß er natürlich gern die Beseitigung von »Juden, ausländischen Saboteuren, gegen den Nationalismus eingestellten Deutschen, Zigeunern, Verbrechern und Asozialen« sehe - doch zuvor könne man doch noch in wenigen Monaten die Arbeitsleistung eines ganzen Lebens aus ihnen herauspressen. So geschah's. Unter Krupps Augen vegetierten in Essen seine »Stücke« - wie er die Arbeitssklaven nannte - dahin. Und während es so in der Heimat den kriminellen Mr. Hyde gab, war Berthold Beitz auf Polens Ölfeldern der hilfreiche Dr. Jekyll: er rettete Juden vor den Nazis.

Doch dann fanden sie sich, und Mr. Hydes Geist überlebte im Ehrendoktor Jekyll: Gerade jetzt erst, im Fernsehinterview, nannte Beitz den toten Krupp sein »großes Leitbild« - auch heute noch. Immer überlege er, was würde Alfried Krupp wohl gedacht und gesagt haben, »und so versuche ich, mit ihm ins Gespräch zu kommen, und das wird auch bleiben bis zu meinem Lebensende«.

Auch die Schmutzarbeit hat Dr. Beitz dem Mr. Krupp längst abgenommen. Als nach dem Krieg ein Rechtsanwalt der Zwangsarbeiter in Deutschlands Waffenschmiede erschien, um von Krupp Entschädigungen für »erlittene Verluste an Leben, Gesundheit, Freiheit und Menschenwürde« zu verlangen, da schrie Beitz laut »Erpressung« und versuchte alles, um von dem damals reichsten Mann Europas jeden Entschädigungsanspruch der vielfach im Elend lebenden ehemaligen Arbeitssklaven abzuwehren. Nach kurzer Debatte ließ Beitz den Anwalt sitzen, weil er »wichtigere Dinge« zu tun habe. Er flog mit seinem Privatflugzeug nach Moskau zur »Förderung des völkerverbindenden Handels zwischen Ost und West«, wie es jetzt bei der Greifswalder Ehrung der Krauses für Krupps Statthalter hieß. Es war ein wüster Handel, den Beitz dann mit Krupps überlebenden Arbeitssklaven anstellte. Zuerst schrieb er, Krupp würde ja gerne eine »humanitäre Geste« machen. Doch da dies »auch rechtlich präjudizielle Bedeutung für andere Unternehmen haben kann« - Krupp war nicht der einzige, der von Sklavenarbeitern profitierte - glaube er, dies »nicht verantworten zu können«. Die Solidarität der Krupps mit den Flicks war damals noch größer als heute die Liebe der Krauses zu den Krupps. Erst als es um einen Rüstungsauftrag für die NATO ging, der in den USA kritisiert wurde, entschloß sich Beitz zur großen Geste. 5.000 Mark für jeden Sklaven von einst - aber nicht mehr als zehn Millionen Mark insgesamt.

Es war die mieseste Rechnung, die das Haus Krupp je angestellt hatte. Denn eine feste Größe in dieser Gleichung war der Massenmord - ein Massenmord, den die Funktionäre des Dritten Reiches in den Wirren der letzten Kriegstage sträflich unterlassen hatten. Hunderte von »Stücken« ließ Krupp in den letzten Kriegswochen per Güterwagen zur Vergasung nach Buchenwald verfrachten - doch dort hatte man keine freien Kapazitäten mehr und schickte sie weiter nach Bergen-Belsen, wo sie - ohne Genehmigung oder auch nur Kenntnis von Krupp - befreit wurden. Und so ging die Rechnung nicht auf. Viele der ehemaligen Sklaven bekamen nur 3.000 Mark, und dann gab es überhaupt nichts mehr, weil die zehn Millionen schnell aufgebraucht waren. Berthold Beitz aber verkündete in einer großen PR-Kampagne in den USA, Krupp habe eine freiwillige Geste gemacht, »um zur Heilung der Wunden des Zweiten Weltkriegs beizutragen«. Den Opfern, die zu spät kamen, weil die zehn Millionen schon verteilt waren, teilte Beitz als Generalbevollmächtiger des vierfachen Milliardärs Krupp mit: »... sehen wir uns nicht in der Lage, weitere Beträge zur Verfügung zu stellen. Ich halte daher auch ein Gespräch über diese Angelegenheit für nicht angebracht.«

»Sie haben viel erreicht in Ihrem Leben«, fragte das Deutsche Fernsehen den Berthold Beitz, »gibt es für Sie noch eine Steigerung?«

»Nein«, sagte Krupps Statthalter, »ich würde, wenn ich zurückspulen könnte, genau dasselbe noch einmal machen.«

Konkret 11/83, S. 26

Harald Meinke

Ein Hauch von Hemingway

Als der Comandante Fidel Castro die Macht auf Kuba übernahm, war "Schluß mit dem Vergnügen". Seit Ende 1981 sind die Reisebeschränkungen aufgehoben, immer mehr sonnen- und revolutionshungrige Europäer wandeln auf den Spuren von Ernest Hemingway und Graham Greene

Behalt die Decke um«, sagte der Junge. »Solange ich am Leben bin, wirst du nicht fischen gehen, ohne was zu essen.«

»Dann leb du schön lange und sieh zu, daß dir nichts passiert«, sagte der alte Mann. »Was gibt's zu essen?«

»Schwarze Bohnen und Reis, gebratene Banane und etwas Zusammengekochtes.«

Der Junge hatte alles in einem metallenen zweistöckigen Behälter aus der »Terraza« geholt. Er hatte Messer, Gabeln und Löffel in der Tasche, jedes Besteck war in eine Papierserviette gewickelt.

»Wo hast du das her?«

»Von Martin, dem Besitzer.«

»Ich muß mich bei ihm bedanken.«

»Ich habe ihm bereits gedankt«, sagte der Junge. »Du brauchst ihm nicht zu danken. «

»Ich werde ihm das Bauchfleisch von einem großen Fisch geben«, sagte der alte Mann. »Hat er das mehr als einmal für uns getan?«

»Ich glaube ja.«

»Dann muß ich ihm mehr als das Bauchfleisch geben. Er ist sehr aufmerksam gegen uns.«

»Er hat auch Bier geschickt.«

»Ich hab das Dosenbier am liebsten.«

» Ich weiß. Aber dies ist in Flaschen. Hatuey-Bier, und ich bring ihm die Flaschen zurück.«

Das kubanische Fischerdorf Cojimar, ein Nest am Golfstrom, ist durch Ernest Hemingways Erzählung über den alten Mann und seinen größten Kampf mit dem »Marlin«, dem Riesen-Schwertfisch, zu literarischem Ruhm gekommen. Die »Terraza«, ein rechtwinkliges Fischrestaurant auf Pfählen am Hang des Fischerortes errichtet, steht noch. Das Hatuey-Bier trägt den gleichen Namen und wird aus Aluminiumkannen oder beschlagenen Pilsner-Flaschen getrunken. Fisch gibt es reichlich. Kleine Thunfische oder Albacore, blaue Schustermakrelen und gelbe Stöcker, große Goldmakrelen und Barracudas. Die von Hemingway geliebten grünen Schildkröten und die Kabarettschildkröten sind vom Speiseplan verschwunden, niemand stellt ihnen mehr nach.

Hemingway sagte seinem alten Mann nach, daß er den ganzen Mai hindurch die weißen, pergamentartigen Eier der Schildkröten aß, um sich zu kräftigen. Fleisch oder Geflügel konnte er nicht bezahlen. Er war ein armer alter Mann und eigentlich nie richtig satt. Sein Kuba, das der 50er Jahre, füllte nur wenigen den Bauch, während zur selben Zeit in Havannas Prachtarkaden, in den Schauvitrinen der Delikatessengeschäfte um die Avenida de Belgica der Schinken grün wurde, aus Mangel an finanzkräftigen Käufern. In den mondänen Clubs der Stadt Havanna, im »Shanghai«, dem »Country-Club«, der »Carmen-Bar«, dem »Cha-Cha-Cha«, den Spielhöllen der Hotels »National« und »Riviera« liefen die Gläser über mit Cuba libre und Champagner, mit Dimpled Haig und Martini dry, gab es im Überfluß gefüllte Langusten und Homard á l'Américaine, Filet uruguayo und Chateaubriand flambé.

Doch dann verstummten der Lärm und »das Knirschen gieriger Zähne«, wie der kubanische Dichter Eliseo Diego schrieb. Es war, wie Kubas Volkssänger Carlos Puebla spöttisch sang, »Schluß mit diesem Vergnügen. Der Comandante (Fidel Castro) ist da und hat Einhalt geboten«. Kubas Reiche tranken ihren letzten Brandy mit Soda, sagten ihren Huren adieu und gingen in die USA, ins Exil. Vorbei war es ebenfalls mit dem individuellen zwanzig Jahre.

Seit Ende 1981 ist jede Reisebeschränkung aufgehoben. Fast täglich starten die Düsenriesen der DDR-Fluggesellschaft Interflug, der Cubana, der Iberia und der sowjetischen Aeroflot zu ihrem 14stündigen Flug nach Havanna.

Und Havanna überrascht den Besucher. Diese größte Metropole der Karibik hat so gar nichts an sich von anderen Millionenstädten in Ost und West. Sie wirkt friedlich, beschaulich, ohne den erwarteten Autoverkehr, ohne Lichtreklame und bunte Werbung, ohne Hektik und Aggressivität. Einige Buicks und Chevys der 40er und 50er Jahre rollen auf den verbliebenen zwei oder drei Zylindern durch die Straßen, Touristen werden kaum beachtet. Es gibt keine »verbotenen« Stadtteile für Ausländer, die Kriminalitätsrate Havannas ist eine der niedrigsten der Welt. Graham Greenes berühmter

Roman »Unser Mann in Havanna« kann immer noch als kleiner Stadtführer gebraucht werden; die Beschreibungen, die Ernest Hemingway von dieser Stadt, insbesondere von der Altstadt, in Depeschen und Artikeln für ein nordamerikanisches Reisepublikum verfaßte, haben nichts von ihrer Genauigkeit verloren. Havanna macht neugierig, diesen Spuren zu folgen.

Das Hotel am zentralen Park von Alt-Havanna, das »Inglaterra«, wurde erst im vergangenen Jahr renoviert. Dieser alte spanische Bau wurde exakt so wiederhergerichtet, wie er von der Revolution vorgefunden wurde. Die Fußbodenmosaike aufgefrischt, der Stuck vergoldet, die Korbstühle lackiert. 150 Meter vom Hotel entfernt, die Avenida de Belgica hinunter, dann eine Enttäuschung. Das Renovierungsprogramm von Alt-Havanna hat eine Bar noch nicht erfaßt: »Sloppy Joe's«.

Für nordamerikanische Touristen war Jose einfach Joe, und seine Bar, »Sloppy Joe's«, wurde zu einer der berühmtesten der Welt. Kein Prominenter aus den USA besuchte Havanna in den 30er und 40er Jahren, ohne die Bar aufzusuchen. Dabei war sie kein exklusives Plätzchen. Sie war berühmt für ihre einfachen, fünf Zentimeter dicken Schinken- und Käse-Sandwiches aus dunklem Roggen. Die Barkeeper aber waren Meister ihres Metiers. Legendär wurde der tropische, farbenfrohe Planter's Punch. Graham Greene: »Man muß es sehen, wie die Kubaner mit langen Sauggeräuschen zwischen Ananas-, Eis-, Orangenschichten und der ganz oben liegenden Kirsche das letzte Naß aus einem Planters Punch hervorholen.«

Heute ist die Bar geschlossen. Ein Blick durch die verrosteten Rolläden zeigt: den langen Tresen gibt es noch mit seinem aus einem Stück gezogenen Mahagoni-Deck und auch die Glaskästen mit den vergilbten Fotos von Ava Gardner, Carole Landis und Humphrey Bogart. Der Platz wurde mit den Jahren unhygienisch. Das fließende Wasser wollte nicht mehr durch die verkalkten Hähne, und die Abwasser-Rohre wurden undicht. So schloß »Sloppy Joe's« vor einigen Jahren.

Drei Straßenkreuzungen weiter an der Ecke Obispo liegt die Bar, die schon vor vierzig Jahren zu den sieben schönsten der Welt vom amerikanischen Magazin »Esquire« gezählt wurde. 1981 wurde sie im alten Stil renoviert. Was liegt also näher, als hier den trockenen Mund mit einem morgendlichen Daiquiri zu kühlen? Das Getränk ist so steif gefroren, daß es in winzigen Schlucken genippt werden muß, sonst schmerzt die Mund höhle. Der Daiquiri ist der Special der »Floridita«, die den Namen »La cuna del daiquiri«, die Wiege des Daiquiri trägt. Der 63jährige Enrique Sanchez, Tresenmann der Floridita und seit Urzeiten dabei, erzählt von der Entstehung dieses Drinks: »Daiquiri war der Name einer Kupfermine im Süden. Am Anfang dieses Jahrhunderts verbrachten dort zwei nordamerikanische Ingenieure ihre Zeit damit, mit fünf ihnen zur Verfügung stehenden Zutaten Drinks zu mixen: mit weißem Rum, Eissplittern, Limonensaft, Zucker und Wasser.« Alles kommt heute mit einigen Spritzern Maraschino in den Elektro-Mixer, hundert schnelle Umdrehungen und fertig ist der alkoholisierte Eisschnee.

Hemingway wählte die »Floridita« zu seiner Stammbar in Havanna. Sein Daiquiri unterschied sich vom überlieferten Rezept. Limonen tauschte er mit Grapefruitsaft, und auf den Zucker verzichtete er ganz. Dafür mußte der Daiquiri gleich doppelstöckig sein. So wird er heute noch serviert, »ä la Papa Hemingway«.

Dazu werden faustgroße »Muelas de cangrejos« angeboten. Die Scheren der Morros. Morros führten schon in Graham Greenes »Unser Mann in Havanna« ihr Komparsendasein, ständig stochern die Akteure aus reiner Verlegenheit in ihnen herum. Morros pflastern die endlosen Teerstraßen entlang der Südküste Kubas. Zehntausende liegen da, plattgewalzt von den Bussen der Schulklassen. Kubas Geier fangen die Krebse am Strand, fliegen mit ihnen in schwindelnde Höhen und lassen sie von dort zurück auf die Teerstraße krachen. Sie knacken so die kräftigen Panzer und können an das leckere, weiche Krebsfleisch kommen.

Für Hemingway-Interessierte hat der Barmann einen Tip für einen Tagesausflug nach Cojimar. »Dort lebt Gregorio Fuentes Betancourt, der hat mit Ernesto 23 Jahre gearbeitet, als Bootsmann und Kapitän seiner Yacht 'Pilar'. Adresse: Calle 3 C 11.«

Der heute 84jährige Gregorio freut sich über Besucher. Auf der kleinen Veranda seines Hauses am Hang von Cojimar laden vier Schaukelstühle zum Verweilen ein, und eine leichte »brisa«, der Golfwind, macht die Hitze des Tages erträglich.

Gregorio kommt sofort zur Sache. Kennengelernt haben sich Ernest und er schon 1925. Gregorio war damals ein junger Kapitän eines kubanischen Fischereischiffes von 35 Metern Länge. Im August, der Zeit der Zyklone, lief er eines frühen Morgens aus dem Hafen von Havanna aus. Stunden später kam schlechtes Wetter auf. Er nahm Kurs auf die Dry Tortugas, eine Inselgruppe zwischen Kuba und Florida. In einer der Buchten lag schon ein Sportfischerboot mit neun »Gringos«, die beim Angeln von der Unwetterfront überrascht worden waren. Der einzige von ihnen, der gut Spanisch sprach, war Hemingway. Sie setzten auf Gregorios Schiff über und aßen gemeinsam Lunch. »Ernesto hatte ein großes Stück Speck und eine Flasche Rum dabei«, erinnert sich Gregorio.

1938. Hemingway wohnte schon geraume Zeit auf Kuba, in der Finca Vigia, einem ehemaligen spanischen Kastell, das heute Museum ist. Er suchte einen Mann für seine Yacht »Pilar«. »Er sollte gute Gewässerkenntnisse haben und die Fische riechen können«, sagt Gregorio. »Ich fuhr damals auf einem amerikanischen Expeditionsschiff, als Lotse für die karibischen Strömungen, Untiefen und zahllosen Wracks. Ernesto sagte, ich wäre der ideale Mann für ihn. Wir trafen uns

im Hotel Ambos Mundo und wurden uns sofort einig.«

Auch die Revolution von 1959 vertrieb Ernest Hemingway nicht aus Kuba. Der »New York Times« sagte er damals, er sei »erfreut« über die Nachricht der Revolution, und einer Nachrichtenagentur: »Ich glaube an die historische Notwendigkeit der kubanischen Revolution, und ich glaube an ihre langfristigen Ziele.«

Was hat Gregorio von Hemingways literarischer Arbeit mitbekommen? Immerhin hat Ernest auf Kuba den »Alten Mann und das Meer« geschrieben.

»Vor dem zweiten Weltkrieg fuhren wir fast täglich zu einer kleinen Insel vor der Küste der Provinz Pinar del Rio im Westen von Havanna«, sagt Gregorio, »die hatte einen Durchmesser von knapp einem Kilometer, rundherum Sandstrand, war menschenleer und hatte sogar Süßwasser. Ernesto sagte immer, daß er da gut arbeiten könne.«

»Einmal fuhren wir gerade an Havanna vorbei, an der Festung La Cabana, da sah Ernesto ein winziges Boot. Hast du das Boot gesehen, fragte er mich. Sieht so aus, als ob er einen Schwertfisch dran hat. Mal sehen, ob er unsere Hilfe braucht. Ich war dagegen. Der würde sicher keine Hilfe von uns annehmen, denn im Boot saß noch ein kleiner Junge, vielleicht sein Enkel. Dazu war er sicher zu stolz.«

»Aber Ernesto bestand darauf, daß wir uns dem Schiffchen nähern. Der alte Mann begann, wie ein Rohrspatz zu schimpfen. 'Amerikanischer Hurensohn' war noch einer der freundlicheren Sprüche. Ernesto wollte, ihm zumindest für den Jungen einige Orangen und eine Flasche Milch 'rüberreichen, denn beide sahen sehr hungrig aus und müde, aber der Alte lehnte ab.«

»Ernesto machte sich danach Notizen, aber erst viele Jahre später schrieb er das Buch 'Der Alte Mann und das Meer'. Den Alten von damals hat er nie wieder gesehen. In den 50er Jahren nannte er mich 'EI Viejo', den Alten. Mehr kann ich nicht sagen.«

Gregorio war nicht nur Hemingways Bootsmann, sondern auch sein Bordkoch. Was tranken sie an Bord? »Sauco zum Beispiel. Das ist Kokoswasser mit weißem Rum und Eis. Der geht aber mit der Zeit auf die Nieren. Oder Mojito. Aber danach fragt man in Havanna, in der 'Bodeguita del Medio'.«

Die »Bodeguita del Medio«, von ihren Freunden »La B del M« genannt, ist eine karibische Legende. Hinter ihrem sförmigen Tresen haben Barmänner schon für Salvador Allende und Errol Flynn die Drinks gemixt. An der Wand hängen die vergilbten Fotos von viel Hollywood-Prominenz, von Revolutionären, Poeten und Säufern. Dazwischen das berühmte Hemingway-Zitat »Mi Mojito en mi Bodeguita, mi Daiquiri en mi Floridita«. - Meinen Mojito in der »Bodeguita«, meinen Daiquiri in der »Floridita«.

Mojito ist auch heute angesagt in der »B del M«. Zitronensaft wird mit Zucker im Glas zerstampft, ein Stengel Yerba buena, eine Art Minze, wird hineingedrückt, Mineralwasser zugegossen, die Glasperlen herausgequirlt und ein Glas weißer Havanna-Club-Rum draufgegossen, umgerührt, fertig. - Dazu gibt es Chicharrones, ausgebackene Speck-Grieben an stark geröstetem Schweinefleisch. Der frühere Inhaber sympathisierte schon vor der Revolution mit der Opposition. Nach der Revolution wurde seine »Bodeguita« zum Staatsbetrieb. Er aber blieb Geschäftsführer. Die »Bodeguita« hat ihren Charakter nie verändert.

Die drei rostbraunen Rotorblätter des Ventilators an der Decke und das vierte Glas Mojito bereiten den Gast auf das angenehmste vor für die Mahlzeiten im hinteren Teil des Restaurants. Die »B del M« ist in der Regel schon lange vorher ausgebucht, es empfiehlt sich, einen Tisch zu reservieren (Tel. Havanna - 66 121). Sonst heißt es warten, bis zu drei Stunden.

Hat man es geschafft, winkt einen der Capitän erst einmal an der Cocinita, der Kochnische, vorbei in die engen Gasträume, dann kann man hier die kreolische Küche genießen, wie sonst nirgends auf der Insel.

Die Zeit vergeht wie im Fluge. Die Wände und Türen sind bis zur Decke mit Namen und Sprüchen beschrieben; wer gut hinsieht, kann die Namen der sandinistischen Comandantes ebenso finden wie die Einschriften von Reisegruppen der Freundschaftsgesellschaft BRD-Kuba. Musiker singen ihre Lieder der Revolution, Lieder der Liebe und des Kampfes. Auch der große Carlos Puebla hat hier angefangen, vor 40 Jahren.

Drei Uhr früh. Aufbruchstimmung in der »B del M«. Durch die Pendeltür geht's die Gasse rechts hoch zur alten Kathedrale.

El Patio, eines der schönsten Restaurants Havannas am Platz der Kathedrale, liegt wie tot da. In der ersten Etage dieses Hauses aus dem 17. Jahrhundert war vor der Revolution der Havanna-Club, der aber beileibe kein allgemeiner Club war. Dort trafen sich die reichen US-Touristen und Geschäftsleute zum Lunch - alle Rumgetränke gab es gratis. Der Club war eine Werbeeinrichtung des Havanna-Club-Konzerns, des schärfsten Konkurrenten von Bacardi. Aber der Firma ist durch

den Freiausschank kein Peso durch die Lappen gegangen. Es war üblich, beim Verlassen des Hauses einige Silbermünzen in den spanischen Innenhofbrunnen zu werfen. Die Yankees schmissen in aller Regel doppelt soviel Dollarstücke ins Wasser, wie ihre Drinks gekostet hätten: für eine glückliche Wiederkehr.

Um drei Uhr früh gibt es in Havanna nur sehr wenig Taxen. Zum Hotel Havana Riviera sind es an der Küste entlang fast fünf Kilometer. Die einzigen Autos um diese Zeit sind die Eiswagen mit ihrer kühlenden Last für den nächsten Tag. Über die Mauer an Havannas Küstenpromenade Malecón sprühen Wogen, und. die Gischt im Gesicht gibt die Wachheit für den Weg zum Hotel. Die Mojitos im Blut, die Nässe und das Meersalz auf der Haut machen den Weg leicht. Und in dir lebt nur ein Gedanke: auf ein neues Glas irgendwann, irgendwo in Havanna!

Harald Meinke ist, wie bereits in KONKRET 10/83 gemeldet, im September auf tragische Weise ums Leben gekommen. Er hatte Kuba häufig bereist

Konkret 11/83, S. 34

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Horst Tomayer telefonierte als C & A-Vorstandsmitglied Dr. von Stange mit Prof. Gertrud Höhler, Buchautorin und CDU-Reserveministerin für Kulturfragen

Höhler

Dr. von Stange, Vorstandsmitglied der C&A Brenninkmeyer. Entschuldigen Sie die späte Störung, Frau Professor, aber Ihre Sekretärin sagte mir, Sie reisten morgen früh zur Buchmesse ... ich mach es kurz, es geht um Ihr neues Buch »Kinder der Freiheit«. Ich möchte Ihnen sagen, es ist mir aus Seele und Verstand geschrieben.

Mhhhm

Aber worum es eigentlich geht: Sie wissen, daß wir in allen großen Städten Deutschlands Niederlassungen haben, mit Tausenden von Beschäftigten und einer ansehnlichen Zahl von Führungskräften, und Sie können sich vorstellen, daß wir auch Personalschulung betreiben. Ich trage mich nun mit dem Gedanken, Ihr neues Werk in unser Schulungsprogramm einzubauen und frage Sie - hätten Sie Lust, hier mitzuwirken?

Ja, grundsätzlich hat man natürlich Lust dazu, das weiterzugeben, was man selbst für vernünftig hält, hahaha, dann ist das 'ne Frage der Zeit und auch eine der Frage der Formen, ob man das gestalten kann, ich halte ja sehr viele Vorträge, das wissen Sie sicher.

Ja, sicher.

Wie haben Sie sich das vorgestellt?

Im Mittelpunkt Ihres neuen Werks steht ja wohl der leider weitverbreitete Typus des modischen Underdog, dieses Jugend-Typs, der sich in dem von Ihnen so genannten »Schmuddel-Look« gefällt, Sie sprechen da an anderer Stelle von der »verstaubten Generation«...

Ja ja...

... von den »solidarischen Lottergestalten«, den »eingestaubten Paradiesvögeln« und so weiter. A lies Begriffe, die ins Schwarze unterm Fingernagel treffen, wenn man sich die Übertragungen von Demonstrationen am Bildschirm ansieht.

Ja natürlich.

Ich meine, über dieses soziokulturelle Phänomen sollten Sie bei uns referieren.

Ja, das mache ich gerne.

Wie würden Sie Ihre Vorträge gestalten ?

Man muß fragen, was soll den Zuhörern vor allem nahegebracht werden? Wollen die etwa, wenn ich mal auf die Branche blicke, vor allem verstehen, was eigentlich auf den Kleidermärkten im jungen Menschen vorgeht, oder in bezug auf die Kleidermärkte, oder wollen die mehr, was hinter den Verkleidungsspielen steckt, wissen?

Wir sollten mehr Gewicht legen auf diesen inneren Konnex zwischen Verweigerung im weitesten Sinne und Verweigerung von Konsum, Verweigerung von Schönheit, Chic undsoweiter.

Natürlich, ich sehe überhaupt alles, was Menschen an ihrer Fassade tun, als ein Signal ihres Lebensgefühls, da haben ja die Modemacher ganz recht, daß sie das wichtig nehmen, was sie den Leuten anbieten. Und wie die sich kleiden und daß die Menschen sehr gehorsam den Trends folgen, eben alle Saison was Neues, das hat ja auch Gründe, die in der Rivalität der Leute und dem Wettstreitbedürfnis liegen, auch im Renommierbedürfnis, Sozialprestigebedürfnis undsoweiter. Ich halte ja dieses verwahrloste Aussehen vieler junger Leute für einen Luxusausfluß auch. Es ist nicht nur Protest gegen die Saubermänner und die Sauberfrauen der Erwachsenenwelt, sondern es ist ja auch ein sich Nocheinmalüberschlagen im Luxus, indem man sich sagt: «So, wo wir alle alles haben können, da leiste ich es mir mal, mich in Staub zu wälzen! «

Sie würden bei diesem Vortrag natürlich auch gefragt werden, was aus Ihrem politischen Engagement geworden ist, ich in eine das Intermezzo in Hessen, bei Herrn Dregger.

Ja, man kann ja ganz schnell was dazu sagen, die jüngste Hessen-Wahl ist ja nun, hähä, vernichtend ausgegangen, und infolgedessen kann ich im Moment da nichts machen. Ich hatte wohl Absprachen auch mit Herrn Wallmann getroffen, der ja seinen Wahlkampf allein gemacht hat und deshalb nicht vorgezeigt hat, wen er für was ausgewählt hatte, naja, nachträglich wissen wir alle, daß das falsch war, aber einige Leute habens auch vorher schon falsch gefunden, ich fand das auch nicht besonders geschickt, er hat sich da überschätzt. Und infolgedessen steht da im Moment nichts an in Hessen. Das wird vier Jahre so laufen.

Haben Sie denn Ihre politischen Ambitionen aufgegeben?

Das ist schwer zu sagen, wie das werden wird, ich warte sowas in Ruhe ab, weil ich genug zu tun habe. Und weil ich auch sehr skeptisch gegen politische Ämter bin... Ich habe ja auch Kontakte zu Herrn Albrecht gehabt und habe damals den Fehler begangen, mein Wort für Herrn Dregger so wichtig zu nehmen, daß ich nicht zu Albrecht gegangen bin, der ja eine Wahl gewonnen hatte.

Wie schätzen Sie denn Ihr neues Buch selbst ein? Ist es Ihnen gelungen?

Oooohohooho, das ist immer eine Frage, da halt ich die Antwort geheim ja, ja.

Also ich muß mal sagen, ich hätte mich ja auch lieber in der Literatur gesehen, aber nun hat es mich leider in die Bekleidung verschlagen.

Naja, aber es hat natürlich jeder so was, von dem er sagt, das möcht ich können, und es muß wohl so sein.

Welche Dichter favorisieren Sie?

Ach, wenn ich das so spontan beantworten soll, dann würde ich immer sagen, daß ich den Marcel Proust sehr gerne mag... Das wär so ein Dichter, wenn man jetzt unter die Modernen geht, den ich sehr hoch schätze und der für mich ein ganz großes Leseerlebnis gewesen ist.

Was sagt Ihnen denn diese Schmuddellyrik, analog zum Phänomen Schmuddellook?

Jaa, das kommt drauf an, es gibt ja eine ganze Reihe Leute, Herrn Wondratschek, den ich vor kurzem noch gesprochen habe und nachdenklich neben ihm Gedanken neben seine Texte gestellt habe, es ist ja heute das Zerrissene »in«, und man muß auch heute umgangssprachlich und möglichst gossennah Lyrik machen. Und ich halte das alles auch für eine Mode. Ich bin gespannt, wir werden's nicht erleben, wieviel davon übrigbleibt.

Bis auf Ulla Hahn.

Ulla Hahn, die ja auch in den Zeitungen jetzt ein bißchen der Verstaubtheit, aber einer andern, einer mehr historischen Verstaubtheit bezichtigt wird, also es ist alles zu gekonnt bei ihr, sie ist eben auch immer die »studierte Germanistin«, also eine ganz vitale Lyrik ist das, nicht, es ist Reich-Ranicki-Lyrik, hahaha, so ein bißchen Retortenkind, er hält ja auch an ihr fest, weil er sie nun entdeckt hat, und eigentlich findet er sie schon nicht mehr so gut, aber er muß das ja weiter aufrecht erhalten, weil alle ihn bespötteln, wie lange er das noch durchhält, mit Ulla Hahn. Aber die ist auch nicht der Schlimmsten eine, nur ich glaube, daß 'ne Frau wie Sarah Kirsch eine größere schöpferische Potenz hat, und die schreibt ja auch, könnte man sagen, altmodische Gedichte.

Versuchen Sie sich denn auch manchmal in Gedichten?

Ja, ich habe viele Gedichte geschrieben, ich habe auch Bände veröffentlicht vor vielen Jahren, auch mal einen Preis für Lyrik erhalten von der Stadt Wuppertal, die Verlage wollen das dann nicht, wenn man Sachbücher schreibt, dann wollen sie nicht dieses Sichüberkreuzen der Gattungen...

Ich darf mich schriftlich melden?

Schreiben Sie mir nach Haus.

Danke (gehaucht).

Wiedersehn.

Dieses Gespräch ist authentisch. Horst Tomayer stenografierte die Antworten mit.

Konkret 11/83, S. 36

Fritz Rasch

Die Stadt der Mengeles

Das beschauliche Städtchen Günzburg in Bayern hat seinen mittelalterlichen Stadtkern bewahrt. Und auch sonst ist da alles in bester Ordnung. wo Familie Mengele, größter Arbeitgeber der Umgebung, beherrscht den Ort. Die Mensch wissen nur gutes über sie zu berichten, nach über Josef Mengele, ehemals Lagerarzt von Auschwitz

Auf dem Weg nach Günzburg dachte ich an Inge. Inge war die Tochter meines Onkels. Mein Onkel liebte sein Töchterchen. Mit vier Jahren bekam es eine Hirnhautentzündug und wurde blöd. Da nahm mein Onkel sein Töchterchen und brachte es in eine psychiatrische Anstalt. Dort hat man es bald abgespritzt. Als die Quittung über den Tod seines Kindes bei meinem Onkel einging, hatte der das erste von vier neuen längst gezeugt.

Hiervon habe ich erst vor ein paar Wochen erfahren, und Sie wollen mir bitte glauben, daß es meiner Familie gelungen ist, Leben und Ableben meiner Cousine 26 Jahre lang unerwähnt zu lassen. Natürlich liebe ich meine Eltern, aber es ist wohl auch ihre Schuld, daß die einzige Erschütterung in meiner Kindheit die Radiomeldung vom Tod des amerikanischen Präsidenten Kennedy geblieben ist.

Von Auschwitz hatte ich nie etwas gehört. Als ich lernte, das Grauen habe in unserer Geschichte jenen festen Ort, ging ich schon lange aufs Gymnasium. Dort blieben ein paar Zahlen hängen, Menschen zählte man wie Geld, nur wenige genau. 17jährig War für mich endlich wieder ein Gefühl da; die Trauer um die Opfer des Putsches in Chile konnte sich mit der über den Tod des amerikanischen Präsidenten messen; aus Linoleum schnitt ich ein Plakat gegen die Faschisten. Ich wunderte mich, daß der Prüfungsvorsitzende im Abitur bei meinem Literaturthema, der »Erziehung nach Auschwitz«, immer nur von Auschwitz sprach, als habe da ein schwerer Volkskörper in der starken Transpiration eines großen Fiebers das ausgeschwitzt, was ihn krank macht.

Wer nach Günzburg fährt, muß an Auschwitz denken. Denn aus Günzburg kommt der Arzt am Lager dieses gottverdammten deutschen Leibs: Josef Mengele, geboren am 16. März 1911 in Günzburg an der Donau, war der Lagerarzt von Auschwitz. Wenn ich Ihnen jetzt erzähle, was ich von Mengele und von Günzburg weiß, dann versuche ich an die Menschen von Auschwitz zu denken, denke ich an Inge (auch wenn sie nicht nach Auschwitz kam) und höre: Den »Gesang von der Rampe«. Den »Gesang vom Phenol«. Den »Gesang vom Feuerofen«. Jeder Anflug von Sentimentalität schadet der Aufklärung, und ich möchte Ihnen ja möglichst objektiv berichten von diesem Ort, von dem man sagt, man liebte Menschen hier, die Menschen schlachten.

Günzburg ist ganz entzückend. Wenn man die Schwäbische Alb herunterfährt, ist man zunächst enttäuscht. Das Donau Moos, an dessen Rand das 19.000-Seelen-Städtchen liegt, macht alles schwül und drückend hier, die Luft steht dumpf, kein Wind, der weht, es ist sehr heiß. Im Ingolstädter Fegefeuer messen sie heute fast 40 Grad, erbarmungslos ist die Natur, doch lieblich liegt die kleine Stadt: » Willkommen *in Günzburg! ... der Besucher spürt rasch, daß Günzburg Schönheit, Wärme und Menschlichkeit ausstrahlt. Diese Stadt ist lebendig, aufgeschlossen und bemerkenswert intakt ... wie auch immer Sie diese Stadt erleben wollen, sie werden es auf Anhieb erfahren: Günzburg ist lebens- und liebenswert. «*

Über den Pfarrhofplatz und die Ulmer Straße komme ich zum Stadtberg. Kopfsteinpflaster, Türkenhäuser und Big Ben. Ja, direkt am Eingang zum alten Stadtzentrum auf dem kleinen Berg spielen Türkenkinder vor ihren Häusern und Big Ben, dem internationalen Bierlokal. Dann stehe ich auch schon auf dem Marktplatz, einer Aneinanderreihung von Gasthäusern, Geschäften und Parkuhren. Alle, die auf der nahegelegenen Autobahn müde werden, kommen hier runter.

Ich sehe meine grüne Bügelfaltenhose, ihren Umschlagsaum, das gute Hemd und denke: bist du verrückt? Hier ist es so wie überall. Nur weil der Mengele von hier kommt und du gehört hast, sein Ansehen sei ungebrochen, hast du dich so rausgesputzt? Unauffällig-gebügelt und die Haare geschnitten? Hast lederknarzende Fingerhakler erwartet und Nazirunen, wolltest dir zur Tarnung gleich die Nationalzeitung kaufen, möglichst in die Nähe derer kommen, die im Wirtshaus auf das Wohl von Josef Mengele anstoßen, zu seinen Ehren am Stammtisch sitzen. Tatsächlich aber gibt's hier Punks und Türken. Kein Werwolf beißt, die Sonne lacht. Jetzt graben sie den Marktplatz um, wühlen sich bis zum 5. Jahrhundert vor Christus vor, finden Tassen von den Kelten und pflastern eine Fußgängerzone drüber. Die Bar ZumZum, das Kaufhaus Schild, Eis, Pommes Frites, ein Motorrad, im »zur Münz« fließt selbstgebrautes Bier.

Als ich bei den Punks stand, ging ein Mann vorbei mit Hund und Frau. Ein kaum vierzigjähriger Mann, die Dame war sehr nett-geleckt, viel Gold, und auch der Hund schien satt. Der Mann knurrte »Dreckspack da«. Jetzt sitzt er hier am Tisch gegenüber. Da kommt schon der Kellner und bringt dem schwarzen Hund warme Filets. Der darf sie aber nur fressen, wenn er seine Pfote der Frau ins Schößchen legt. Sie lacht mich an, ich lach' zurück, das Bier ist kalt, der Mann schäumt auch.

Ich verstecke meinen naßgeschwitzten Kopf hinter der Günzburger Zeitung und denke: Mengele, ist bestimmt ein Mengele. Auch Kellner meiden seinen Blick.

Noch ein Bier, auf Seite 17 steht dann das:

»Besucher-Invasion im Montagewerk Mengele. Produktionsanlagen unter die Lupe genommen. Wo verdient Vater das Geld? Wie sieht sein Arbeitsplatz aus? Was macht er dort? 250 Mengeleaner... beantworteten diese Fragen vor Ort, als die Firma den letzten Sonntag zum Familientag erklärte ... sperrangelweit geöffnet auch die Sozialräume sowie die zur Bierschänke umgewandelte Versandhalle wo die 2.500 Besucher reichlich Musik vorgesetzt bekamen ...

Das betrunkene Auge läßt manches aus:

» ... für die Kinderscharen hat die Firma besonders gut gesorgt ... überall herrscht großer Andrang ... bei den zwei Kinderzüglein ... in der allen Ansprüchen der Arbeitsmedizin entsprechenden Lackieranlage die traditionellen Mengelefarben Rot und Blau eingebrannt bekommen ... «

Das von Josef Mengeles Vater Karl gegründete Unternehmen ist heute die größte deutsche Landmaschinenfabrik und *der* Arbeitgeber hier im Kreis. Mit einem Jahresumsatz von 225 Millionen Mark, Zweigstellen in Frankreich, Italien, Österreich, den USA und Lateinamerika muß man der Familie recht geben, wenn sie an ihr Werk dranschreibt: »Mengele, die bessere Idee«.

Der 1955 von der Stadt Günzburg zum Ehrenbürger ernannte Karl Mengele hatte einen guten Freund, den Reichsschatzmeister Schwarz (das ist der, dessen Name in allen Parteibüchern neben dem des Hitler stand), auch ein Mann aus dieser Stadt. Schwarz brachte den Führer schon 1932 nach Günzburg, wo dieser seinen Deutschlandflug startete und zuvor in der Maschinenhalle des Ratsherrn und Mitglieds der Kreisleitung, Karl Mengele, zu seinen Volksgenossen sprach.

Die Söhne Karl und Alois steigen in die Firma ein, Josef studiert Medizin. Josef geht gerne mit seinen studentischen Freunden den Marktplatz auf und ab, ein Flaneur in gutem Tuch. Den Josef nennen alle Beppo. Beppo ist ein musischer und kunstsinniger Mensch, und die von ihm 1933 zugunsten des Vereins für Säuglings- und Kleinkinderpflege geschriebene und inszenierte »Reise nach Lichtenstein« wird wie sein »Tell« zu einem wohlgelungenen Stück, dem alle hier am Ort verfallen. Am 13. November 1935 promoviert er mit der »Rassenmorphologischen Untersuchung des vorderen Unterkieferabschnittes bei vier rassischen Gruppen« an der Universität München zum Dr.phil., am 30. März 1939 bringen ihm »Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenspalte« in Frankfurt/Main den Dr.med.

Freiwillig meldet sich Josef Mengele nach dem Medizinstudium zur Waffen-SS-Division »Wiking« und geht nach seiner Verwundung, die ihn »frontdienstuntauglich« macht, wieder freiwillig, ins Vernichtungslager Auschwitz. SS-Hauptsturmführer Mengele schickt als 1. Lagerarzt und Chef der »Hyg.bakt. Untersuchungsstelle der Waffen-SS-Südost« am 29. Juni 1944 den Kopf der Leiche eines 12jährigen Kindes zum rassenbiologischen Hauptamt Berlin-Dahlem. Bevor er die Menschen töten ließ, müssen sie von dem weiblichen Häftling Dinah Gottlibová gemalt werden.

Lucie Begov begegnet Mengele im Oktober 1944, als sie, an Malaria erkrankt, im sogenannten »Revier« liegt. Sie schreibt:

»Aber auch der Kontrast zwischen Mengeles Äußerem und seinem Tun wirkte verwirrend: Mengele war objektiv betrachtet nicht nur ein schöner, sondern auch ein sympathisch und intelligent aussehender Mann. Er versah seinen Dienst offenbar in vergnügter, fast könnte man sagen: gehobener Stimmung. Wenn Mengele pfeifend oder trällernd durch seinen Revierblock schritt, konnte man sich mit Sicherheit auf Selektionen gefaßt machen ... Lähmendes Entsetzen packte uns, als Mengele mit lautstarker, scharf akzentuierter Stimme die Häftlinge der Liste nach aufzurufen begann ... Nur instinktiv versuchte man, Gnade vor Mengeles Blick zu finden, sich die Wangen rotzureiben, mit zitternder Hand ein Tüchlein um ergraute Schläfen zu winden, besonders magere Stellen des Körpers kunstvoll verbergen zu wollen ... Du weißt, was Du tust, Mengele, dachte ich - Dir kann nicht vergeben werden.«

An der Rampe leitet er die Selektionen, er ist es auch, der das Zigeunerlager liquideren läßt. 1965 gibt der siebzigjährige Maximilian Sternol in den Frankfurter Auschwitz-Prozessen zu Protokoll:

»Es war die Nacht vom 31. Juli auf den 1. August 1944. Es war die Liquidierung des Zigeunerlagers. Fürchterliche Szenen spielten sich ab. Frauen und Kinder lagen vor Mengele und Boger auf den Knien und riefen: 'Erbarmen, erbarmen Sie sich!' Es hat alles nichts genutzt. Sie wurden brutal zusammengeschlagen und getreten und auf die Lastwagen gestoßen. Es war eine fürchterliche, grausame Nacht.«

Was ich über Mengeles »medizinische Experimente an Menschen« gelesen habe, möchte ich vergessen. Doch wenn ich in der Günzburger Zeitung von den Kinderscharen, Künderzüglein lese und davon, daß die Mengelefarben Rot und Blau eingebrannt werden, denke ich an Säuglinge, deren Haar- und Augenfarbe er mit Injektionen in arisches Blond und Blau verwandeln wollte.

Günzburg hat einen Ruth-Mengele-Kindergarten und über Vater Karl, der seinen Sohn in Auschwitz über Weihnachten auch mal besuchen kam, steht in der Günzburger Zeitung:

»Opa Mengeles Kinderliebe ist stadtbekannt. Die eigenhändige Bescherung der Kinder seiner Belegschaft an Weihnachten ist ihm ein Herzensbedürfnis, und ein Blick in die strahlenden dankbaren Kinderaugen entlocken ihm Freudentränen.«

»Wie ein Vater verehrt worden« ist auch Sohn Josef. Das jedenfalls behauptet eine einst in Auschwitz inhaftierte Frau, deren eidesstattliche Erklärung Mengele-Anwalt Fritz Steinacker 1963 dem Verwaltungsgericht Frankfurt vorlegt, um mit dieser Aussage Mengele den ihm im Juli 1961 von der Universität Frankfurt aberkannten Doktorgrad zurückzugewinnen. Der als Zeuge in einem weiteren Rehabilitierungsprozeß auftretende Direktor der Frauenklinik am Stadtkrankenhaus Offenbach, Prof.Dr. Herbert Lewin, mußte jedoch berichten, wie ihm Mengele, nachdem er vorgeführte Häftlinge für gesund erklärt und damit vor dem Tod in die Gaskammer gerettet hatte, einen Tritt versetzte mit den Worten: »Nun geh mit ins Gas«.

Josef Mengele ist nie gefaßt worden. Auschwitz verließ er, bevor die Rote Armee das Lager erreicht hatte. Von 1945 bis 1951 lebte er unbehelligt im Kreise seiner Familie in Günzburg, obwohl sein Name bereits 1946 nach den Nürnberger Prozessen und den Verhören des Höss auf Antrag Polens und Jugoslawiens in die internationale Liste der Naziverbrecher eingetragen worden war. Mengeles Freundschaft mit dem ehemaligen Gauleiter Wahl und dessen gute Verbindungen zu Weihbischof Eberle in Augsburg sollen ihn, nach Erlaß des Haftbefehls 1951, auf dem »römischen Weg« über Italien und Spanien nach Lateinamerika gebracht haben. Dort läßt er sich zunächst in Buenos Aires als Friedrieb Edler von Breitenbach nieder.

1959 nimmt mit Oberstaatsanwalt Schüle von der Zentralstelle zur Verfolgung von Naziverbrechern ein Mann die Ermittlung gegen Mengele auf, der seit 1933 selber Parteimitglied war, 1935 zum Geheimdienstoffizier der Wehrmacht avancierte und in der Sowjetunion rechtskräftig als Kriegsverbrecher abgeurteilt worden ist.

1960 kehrt Mengele zur Beerdigung seines Vaters nach Günzburg zurück. Der Oberbürgermeister der Stadt, Seiz, erklärt, er habe gehört, daß Mengele mit einem falschen Bart in Günzburg erschienen sei. Er habe zwar an der Beerdigung des Vaters von Mengele teilgenommen, den KZ-Arzt aber nicht gesehen. Nach der Beerdigung habe man ihm gesagt: »Der Josef soll auch hier gewesen sein.« Simon Wiesenthal, der Leiter des Jüdischen Dokumentationszentrums in Wien, sieht einen Zusammenhang zwischen der Aufgabe des Bürgermeisters als oberstem Dienstherrn der Polizei und dessen gleichzeitiger Tätigkeit als Justitiar für die Firma Mengele.

1964 behauptet die Staatsanwaltschaft Frankfurt, Günzburg stehe noch heute »wie eine verschworene Gemeinschaft« hinter der Familie Mengele. Leute, die in Günzburg gegen die Verbrechen Mengeles aufzumucken wagten, würden von der Gesamtheit der Einwohner belästigt und mundtot gemacht.

Am 27. November 1959 wird Mengele als José Mengele von der Regierung Paraguays offiziell naturalisiert. Im Februar 1964 erklärt der Staatssekretär Carstens vom Auswärtigen Amt, sein Ministerium sei Gerüchten nachgegangen, nach denen Mengele in Paraguay aufgetaucht sein soll; die dortige Regierung habe jedoch verbindlich erklärt, daß sich der KZ-Arzt nicht in ihrem Land aufhalte. Die Presseagentur AP meldete am 13. November 1970:

»Kreise des paraguayischen Außenministeriums ließen jedoch durchblicken, ihnen sei von einem solchen Begehren der BRD nichts bekannt.«

Bis heute ist Mengele mehrfach »angeblich erschossen« worden, hat der Sohn Adolf Eichmanns, Horst, 1966 in Buenos Aires gelogen: »Ich bin froh, sagen zu können, daß Mengele vor ungefähr vier Monaten gestorben ist«; trifft der Lufttaxipilot Joao Alvaz im Dreiländereck zwischen Brasilien, Paraguay und Argentinien einen deutschen Arzt, einen ruhigen Mann, der mit Schäferhunden zu spielen pflegte«, ist Mengele 1972 gemeinsam mit dem Gestapo-Chefs Klaus Barbie, Heinrich Müller und dem SS-Sturmbannführer Friedrich Schwend in den sensationellen Mordfall an dem peruanischen Industriellen Banchero verwickelt.

Gesichert ist, daß Mengele seine Einbürgerung in Paraguay der zeugenschaftlichen Erklärung eines Werner Jung zu verdanken hatte, der später der Staatsanwaltschaft in Frankfurt zu Protokoll gibt:

»Mengele kam als Vertreter der Firma Mengele, die irgendwo in Süddeutschland liegt und landwirtschaftliche Maschinen herstellt, zu mir ... im vorigen Jahr habe ich mich u. a. auch an die Firma Mengele in Günzburg gewandt, weil ich hier in Deutschland eine neue Stellung suchte ... von Günzburg habe ich einen abschlägigen Bescheid erhalten.«

In Günzburg ist man undankbar. Doch undankbar erscheint die ganze Welt. Im August 1979 hebt der oberste Gerichtshof von Paraguay Mengeles Staatsangehörigkeit auf, weil dieser sich angeblich mehr als zwei Jahre außerhalb des Landes aufgehalten habe. Im Dezember 1979 vermutet Simon Wiesenthal den Mengele in der deutschen Siedlung »Dignidad« in Südchile, die schon 1973 als faschistisches Foltercamp bekannt geworden war. 1980 heißt es, er sei in Uruguay in dem berüchtigten Gefängnis für politisch Gefangene »Libertad« als »technischer Berater« angestellt. Im Februar 1983 berichtet die venezolanische Zeitung »el mundo«, Mengele lebe derzeit unbehelligt als Berater und Arzt von Diktator Stroessner in Paraguay. Schon 1977 wandte sich eine Delegation der rund 800 in Paraguay lebenden Juden an Wiesenthal mit der Bitte, kein Auslieferungsverfahren gegen Mengele anzustrengen, da für den Fall, daß diesem etwas zustößt, Repressalien angedroht worden seien.

Solche Zusammenhänge lassen einen schüchtern ... setzen. Man sieht, die Welt spricht über diesen Mann.

Mein Kopf ist schwer, vorn Bier, von ihm. Ich gehe über den Marktplatz, gehe seinen Weg, den er vor fünfzig Jahren ging. Vom unteren Tor hin zum prächtigen Brentano-Palais und gleich zurück. Ich biege in die Hechtgasse ein, dort stampft mir aus der Bar »Filou« »Rummenigge, Rummenigge all night long« ins Hirn. Die Enge dieser heißen Stadt läßt keinen anderen Gedanken zu als: Mengele, Mengele ...

Am nächsten Morgen im Hotel »Zum Pflug« frage ich die nette Wirtin nach ihm. Und sie schreckt auf, gluckt mir ins Ohr: »Da kommt wieder einer her, der die Sache aufwühl'n muß.«

Ich gehe rüber zum Blatt, das Meinung macht, Macht hat. Am Ort liest man die Günzburger Zeitung, gerade erst war Jochen Vogel zu Besuch. Ich habe gehört, man sei ganz aufgeschlossen hier, sicher kann mir der Lokalredakteur mehr über Josef Mengele sagen als die Presse in der Welt. Man bietet dem Fremden, der nach Mengele fragt, keinen Platz an. Der mittdreißiger Lokalredakteur »Knuffi« räsoniert.

» Was wir so vorliegen haben, sind so Geschichten aus zweiter Hand, das ist nicht so dick, deshalb weil, über Jahre hinweg, aus welchen Gründen auch immer, die Redaktionsleitung oder die Redaktion dazu nicht sehr viel getan hat. Es ist über Jahre versäumt worden, Archivarbeit zu treiben. Wir sind also für den Tag X nicht ein bißchen gerüstet. «

Ich frage nach dem Verhältnis der Günzburger zu Josef Mengele und dem Stammhaus. Ist die Geschichte, wie im Touristen-Prospekt der Stadt, zwischen 1872 und 1945 an Günzburg vorbeigegangen?

» Was heißt vorbeigegangen? Erstens ist das ein Phänomen, was jede Stadt betrifft, und Mengele, Josef Mengele, hat sich ja wirklich 1933 bis 1945 hier nicht abgespielt. Das ist gar keine Frage. Er ist mit 19, 20 vom Gymnasium abgegangen und ward nie mehr gesehen. Das ist zunächst kein Thema für die Stadt. Verschwiegen wird, wie überall, die Nazigeschichte. Wir haben da jetzt eine Serie drüber durchgezogen. Jeden zweiten Tag.«

Nur über Mengele hat die Günzburger Zeitung nichts gebracht.

»Nein, ist für die Stadt ja auch kein Thema. Ist auch nicht so furchtbar viel, um den Stab über der Stadt zu brechen. Und die heutigen Mengeles sind 32 und 36, die haben damals noch gar nicht gelebt, ha. Ha, sollen die sich ständig für ihren Großonkel rechtfertigen?«

Josef Mengeles Großneffe Dieter ist Präsident des Vereins für Leibesübungen 1874 e.V. Der VfL Günzburg ist dank Mengeles millionenstarker Unterstützung ein erstrangiger Verein in der Handballbundesliga -geworden. Wer legt sich gerne mit Mäzenen an? Daß Präsident Dieter öffentlich ein Günzburger Weinlokal boykottiert, weil: »Zu den Scheißjuden gehen wir nicht«, erzählt man hinter vorgehaltener Hand. Auch als es 1982 darum ging, die Ichenhausener Synagoge wiederaufzubauen, soll es aus der Familie getönt haben: »Den Scheißjuden auch noch Geld geben, die Synagoge renovieren?« Noch einmal »Knuffi«:

»Für uns wird's sicher, sofern er mal gesucht wird, sofern er mal geschnappt wird, ein zentrales Thema sein. Wir haben auch über den Informationsstand ausführlich berichtet. Das war 'ne K-Gruppe aus München. Die ham da sone Einführungsgeschichte mit dazu geschrieben. Naja, die war halt ein bißchen klassenkämpferisch.«

Die Klassenkämpfer waren Hanne Hiob und ein paar Leute von einer Münchner Arbeiterzeitung. Mit einem Dokumentationsstand über Mengele in einem Seitensträßchen hatten sie die Offenlegung Günzburger Vergangenheitsbewältigung provoziert:

»Seid Ihr von hier? Nein? Dann würdet Ihr auch nicht mehr leben! Dachau gehört auch wieder eingeheizt. Dann alle rein mit Euch! Ihr gehört weg.«

Ein Mann kam freundlich auf Frau Hiob zu und sagt: »Mengele ist der schönste Name auf der ganzen Welt«.

Ich will Stimmen hören, die mir sagen: Ja, wir denken alle dran. Die ein Gefühl von Schuld zeigen. Doch hier ist überall nur Angst und Ärger, wenn man nach ihm fragt.

Die Schule ist das Kreuz der Multiplikation. Ich besuche die Hauptschule Maria Theresia und das Dossenberger Gymnasium (auf das Josef Mengele ging). Ich frage Lehrer, ob Mengele in ihrem Unterricht vorkommt.

1. Lehrer: »Ich persönlich kann mir nicht vorstellen, daß er ein Problem ist. Bei unserem Stoffplan kommt man nicht zu solchen Sachen im Geschichtsunterricht«.

2. Lehrer: »Ich glaube nicht, daß man sich als Günzburger Schule dazu verpflichtet fühlt, sich darüber zu unterhalten. «

3. Lehrer: » Vielleicht kann Ihnen die Deutschlehrerin weiterhelfen ... «

4. Lehrer: »Kriegen Sie bloß nicht den Eindruck, das ist ein heikles Thema!«

5. Lehrer: »Im Rahmen des normalen Unterrichts ist das überhaupt kein Thema. «

6. Lehrer: »Man kriegt vieles gar nicht mit. «

7. Lehrer: »Hat er denn vernünftige medizinische Forschung betrieben oder waren das Spielereien von 'nem Irren gewesen?« -fragt der Mann, der »Die Grünen« und »Atomkraft? - Na Klar!« auf einen Koffer kleben kann.

Einen Steinwurf weg vom Dossenberger Gymnasium liegt das beachtliche Anwesen von Dieter Mengele, versteckt hinter einer großen Mauer. Zwei Ecken weiter die Karl Mengele-Straße, die noch vor einem halben Jahr einfach Mengele-Straße hieß und erst seit Hanne Hiobs moralischem Überfall den Namen Bruder Karls trägt. In der Karl-Mengele-Straße wohnt Gernot Schipfel von Amnesty International, ein Schüler noch, der nur bestätigt: Mengele ist in der Schule kein Thema. Auch hier wieder diese scheue Zurückhaltung, wenn der Name auch nur fällt.

Neben Günzburgs Rokoko-Frauenkirche steht das Institut der Englischen Fräulein, eine Mädchenschule. Seit 1758 sitzt der Orden hier, während der Nazizeit ging Reichsschatzmeister Schwarz im Kloster ein und aus, zwei seiner Schwestern standen fromm der Küche vor. Man erzählt sich, die Englischen Fräulein hätten Mengele auch schon mal unter ihrem Glaubensrock versteckt. Egal.

Das Englische Fräulein, für Geschichte zuständig:

»Dr. Josef Mengele? Wissen Sie, das ist sehr schwierig, die Familie Mengele ist ja noch hier, und da muß man sehr vorsichtig sein. Natürlich wird das hier auch erklärt, soweit es nicht die Interessen betrifft. Da muß man schon Rücksicht nehmen. Wir sind ja angewiesen, daß wir Kinder von der Stadt bekommen. Die Familie, die ja ein großes Umfeld hat, auf die muß man schon Rücksicht nehmen. Sagen wir mal, die KZ-Sachen sind schon besprochen, bloß nicht Namen genannt worden, net?! Das ist ja ganz klar!«

Was das Englische Fräulein vom KZ-Arzt Mengele weiß:

»Der Josef, der war von den drei Buben der weichste, der keiner Fliege was tun konnte, und das ist ja auch bekannt, daß, wenn a Jude oder jemand zu ihm vorgeführt worden ist, DEM HAT ER IMMER NAUS GEHOLFE!«

Durch den Kamin, um Borowski zu zitieren.

Diesen Abend sitze ich auf der kleinen grünen Bank am Brunnen vor der Frauenkirche, die Schwestern wohnen nebenan. Drei Türkenkinder rauchen um die Wette, einer hebt die zweite Bank ein Stück zurück, da kommt ein netter Mann gerannt und warnt:

»Machtja nix hier kaputt. Da oben, dort im zweiten Stock, sitzt ein Englisches Fräulein mit 'nem Blitzlicht. Aber nicht sagen, daß Ihr das von mir habt. «

Einen, der ans Kirchlein sprühte, brachten Nonnenfotos schon zur Polizei.

Ich suchte lange, bis ich zwei Gerechte fand. Sie wohnen immer noch am Ort. Der eine, ein ehemaliger Bankangestellter, der andere, ein Mediziner, beide Zeitgenossen Josef Mengeles, wollen ihre Namen zurückgehalten wissen. Auch hier wieder dieselbe Angst:

1. Gerechter: »Nach dem Krieg war sowieso nix los in Sachen Reflexion über die Vergangenheit. Das war nur der nackte Existenzkampf. Jahrelang war die Spruchkammer am Laufen, da ham fremde Leute ganz harmlose Mitläufer genauso verdonnert oder noch mehr als andere. Die ließen sich abschmieren, das ist ja skandalös. Vom Ami angefangen bis zum deutschen Spruchkammervorsitzenden. Was da an Bestechung vor sich ging, das spottet jeder Beschreibung. Schon oft ist mir durch den Kopf gegangen, daß man vor Ort hier in Günzburg ein ungeheures Informationsdefizit feststellen muß. Wir haben eine große Buchhandlung. Wenn Sie da reingehen, da finden Sie nichts! Alles unterschlagen, gar kein Angebot. Da müßte von außen mehr Information kommen. Der hiesige Buchhändler ist natürlich befangen. Der Bruder war ein fanatischer NSler und der jetzige Inhaber war SS.«

2. Gerechter: »Die Weltpresse mit den ganzen Informationen, die kam hier garnicht durch. Die Artikel sind hier auch nicht übernommen worden. Außerdem hätte der Amerikaner schon die Möglichkeit gehabt, an Ort und Stelle zu recherchieren.«

1. Gerechter: »Mengele war doch die *Firma. Das war der Inbegriff der Günzburger Wirtschaft. Da war keine Konkurrenz. das hat der alte Mengele verbissen verteidigt. Der saß im Stadtrat und hat den Zuzug von anderer Industrie ganz einfach unterbunden. Dann hat er wieder eine große Spende gegeben.*

2. Gerechter. » Vom Josef spricht man nicht mit Rücksicht auf die Familie, auf deren Verwandtschaft, die ja einen Einfluß hat, auch geschäftlicher Art, verstehen Sie? Die können einem Geschäftsmann schon einen stillen Schaden zufügen. Es gibt da Verästelungen, die keiner so richtig kennt.«

Wenn Worte Wirklichkeit erfassen und Menschen wirklich Zeugen sind für das, was ist, dann ist das wahre Zeichen dieser Stadt die Lüge. Da helfen zwei Gerechte nicht.

Der Verwaltungsjurist Dr. Rudolph Köppler, seit 12 Jahren Günzburgs SPD-Oberbürgermeister, hat sofort nach Amtsantritt die Familie brav besucht, ernennt Alois Mengele zum Ehrenbürger und erklärt patetico: »Die Entwicklung des Hauses

Mengele ist Stadtgeschichte, denn es gehört zu uns, in der gleichen verbindenden Weise, wie wir den Namen dieser Stadt mit seinem Namen verbunden haben«.

Man soll ja nicht den Namen ächten, der Familie an ihr Glück wollen, man kann ja auch den Namen für den schönsten auf der ganzen Welt halten. Erinnern soll man doch nur, daß der Mann noch lebt, der diesen Namen trägt und eine Schuld, die dieses Volk mit ihm zu tragen hat.

Auch wenn man auf sein Wort nichts gibt, »ich habe ausgewählt fürs Leben« (Josef Mengele), und selbst nicht dumm ist und verroht, so bleibt als Hindernis im »Kampf um die Erinnerung« das stehn, was Wiesenthal die »Langeweile des Grauens« nennt, der viel zu viele fremde Tod, für den es keine Trauer geben kann.

Konkret 11/83, S. 41

Hanne Hiob

Der erste Steckbrief

zur Mengele-Aufklärungsaktion in Günzburg

Wir sind in Günzburg; wir, das sind meine Freunde, die in München eine Arbeiterzeitung herausbringen und mit denen ich schon vor Jahren mit dem »Anachronistischen Zug« von Brecht gegen Strauß durch die Bundesrepublik zog. Wir wollen in Erinnerung bringen, daß hier in Günzburg ein Massenmörder seit Jahrzehnten gedeckt wird. Daß sich die Stadt nicht von ihm distanziert und nicht von der Familie Mengele. Und damit nicht vom Nazismus.

Wir melden unseren Stand an. Das Ordnungsamt berät Absperrungsmaßnahmen, natürlich zu »unserem Schutz«: »Erregte Menschenansammlung mit Zwischenfällen und Beeinträchtigungen des Verkehrs wären nicht auszuschließen.« Also durften wir unseren Stand nicht auf dem Markt aufstellen. Man hat uns in eine kleine Seitenstraße verwiesen. Man müsse auch mal verzeihen können, meint der Stadtbaumeister noch und schenkt dem Anmelder ein Neues Testament mit Liedern und Psalmen: damit er mal in sich gehe und ihn als Christen besser verstehe.

Als wir unseren Stand aufbauen, ist der Marktplatz leer, der Markt ist bei uns, in der Seitenstraße. Niemals wurde in Günzburg auch nur ein einziger Versuch unternommen, über Josef Mengele aufzuklären. Hier ist nicht ein Buch über Auschwitz zu bekommen. So kommt es, daß zweimal 0,6 Meter Standfläche mit Literatur und einem Steckbrief von Josef Mengele eine Stadt in Aufregung versetzen können.

Wir kleben Plakate an Telefonkästen, Abfallbehälter, Bretterwände, verteilten unser Material vor Lebensmittelgeschäften und Banken. Was wir hörten: »Nach vierzig Jahren sollte man aufhören mit dem Thema. Für die Kriegsversehrten tut man nichts, das Plakat wird einmal sicher viel wert sein. Mengele kriegt ihr nie, der ist öfter hier.« Auf einer Mauer: »Nazis raus!« Wir klebten unser Plakat daneben. Kurz darauf war beides nicht mehr da. Die Antifaschisten haben sich am Stand nicht zu erkennen gegeben, obwohl wir doch intensiv nach ihnen fragten. Angst?

Gespräche, Diskussionen, auch Freude hie und da, Haß, Anwürfe und Todesdrohungen. Zwei elegante Frauen kommen Hand in Hand. Ich halte ihr Gespräch fest: »Man muß vergessen können« - »Wenn Du für Mengele sprichst, kannst Du gleich gegen mich sprechen. Ich bin französische Jüdin, meine Freunde tragen am Arm die Nummer. Und Frau Kleinmann, sie hat neben ihm gestanden, wie er gesagt hat: 'Ich bin Arzt und werde ihnen helfen zu entbinden. Er hat die Nabelschnur abgerissen und das Kind an die Wand geschmissen. Muß sie auch vergessen können?« - »Die Russen haben auch ... die Terroristen ... Begin und ... « Die Hände der beiden eleganten Frauen lösen sich.

Ein Junge kommt und ruft: »Die Wiking-Jugend! Über vierzig NPD-Eingesehriebene! Sie werden kommen und schlagen!« Er warnt mich. Ich freue mich über ihn.

Konkret 11/83, S. 44

Karl Unger

Mit deutschem Geld um die Welt

Immer mehr Unternehmer schaffen Geld ins Ausland. Ob Fabriken, ob Farmen oder ganze Inseln - mit am Finanzamt vorbeigesteuerten D-Mark wird Vermögen gebildet. Am liebsten in diktatorisch regierten Ländern. Dort sind die Profite höher und es gibt keine Probleme mit den Gewerkschaften. Verlierer sind die Arbeiter der Bundesrepublik

Als die Sozialdemokraten noch in Bonn in der Regierung saßen, ging es der Wirtschaft schlecht. Denn es fehlte ihr an dem für sie wichtigsten, dem Vertrauen in die Zukunft. Wenn sie mit ihrem mühsam erwirtschafteten Profit nicht zur Konjunkturbelebung der Spielcasinos beitragen, wozu der Bourgeois in Endzeitstimmung gerne neigt, oder in Champagnerströmen ertrinken wollten, wozu wirklich kein Grund bestand, blieb den Unternehmen nichts anderes übrig, als mit ihrem Geld ins Ausland zu gehen.

Wenn man ihren Worten glaubt, wären sie gern hiergeblieben, doch die Furcht vor dem Schmidt-Genscher-Sozialismus trieb sie in die Ferne. Industriellenboß Rolf Rodenstock fühlte sich »mit dem Rücken zur Wand« gedrängt, , und der Spindel-Hersteller Karl Rost ging in die USA, weil er nicht sicher war, ob er »in zehn Jahren noch Privatbesitzer« seiner Firma sei. Hoechst-Chef Rolf Sammet lamentierte über das »industriefeindliche Klima« und pries die Vorzüge des Auslands: In Frankreich sei »die Energie billiger«, in den USA würden »staatliche Mittel effizienter in Forschung umgesetzt«, in Japan sei das Personal »von der Schulbildung her deutlich höher qualifiziert«, und überhaupt hätten diese übertriebenen Umweltschutzbestimmungen »eine Schlinge um den Hals« der chemischen Industrie gelegt.

Doch dann kamen Helmut Kohl und die Wende. Was lag nun näher, als zu vermuten, die Unternehmer würden sich der Schönheit ihrer Heimat erinnern und ihr Kapital kräftig investieren. Aber während sich die Union noch im Siegestaumel über das Ergebnis der März-Wahlen befand, war für das Kapital bereits der graue Alltag eingekehrt. Das Geld wanderte »wieder vermehrt über die Grenzen«, berichteten Züricher Bankiers der »FAZ« und nannten auch gleich den Grund: »Bei vielen ist eine gewisse Ernüchterung eingetreten«. Und Bundesbankpräsident Karl Otto Pöhl sekundierte: »Deutsche Anleger finden zunehmend Gefallen an Kapitalanlagen im Ausland, insbesondere in den USA.« Er muß es wissen, verzeichnet sein Institut von Februar bis April doch ein Defizit von zehn Milliarden Mark im langfristigen Kapitalverkehr.

Schon seit Jahren fließt der Kapitalstrom immer schneller über die Grenzen. Zwischen 1977 und 1981 hat sich das Vermögen der bundesdeutschen Unternehmen im Ausland verdoppelt und beläuft sich auf 101 Milliarden Mark. Im vergangenem Jahr kamen weitere 13,2 Milliarden hinzu - ein Rekordergebnis. Das gesamte Auslandsvermögen bundesdeutscher Unternehmen, so rechnete jüngst die Bundesbank, ist gut dreimal so hoch. Addiert man das Auslandskapital der Banken, ergibt sich eine Gesamtbilanzsumme von 666 Milliarden Mark an Auslandsvermögen. Doch auch diese Zahl, sechsmal größer als die offizielle, hat mit der Wirklichkeit wenig zu tun. Zu ungenau sind die Statistiken, was selbst die Bundesbank beklagt, und schon gar nicht erfaßbar ist das an den Computern der Finanzämter vorbeigesteuerte Geld. Denn um Steuern zu sparen, erwerben Zehntausende von Spitzenverdienern wie Ärzte, Rechtsanwälte, Zahnärzte und Apotheker Farmen in Kanada oder Paraguay oder Inseln im Pazifik.

Angefangen hatte der internationale Aufstieg der westdeutschen Wirtschaft mit dem Export. Wenn es sich um politisch stabile Länder handelte, sprich Diktaturen oder Pseudodemokratien, war den Unternehmern kein Weg zu weit. So werden heute nach Südafrika mehr Waren exportiert als ins benachbarte Dänemark. Und die sozialliberale Koalition half, wo sie konnte. Als Hans Friderichs noch Wirtschaftsminister war, jettete er meist mit einem Dutzend Industrieller und Banker los, damit seine Gastgeber gleich wußten, was Sache ist. Sein Nachfolger, der Graf, ist in Protokollfragen stilvoller. Er geht allein auf Vertretertour und ist zurückhaltend: »Ich bin nicht der Obstverkäufer der Nation.«

Das war vor der Wende. Inzwischen hat Genscher per Rundschreiben die diplomatischen Vertretungen aufgefordert, eine wirksame Unterstützung bundesdeutscher Wirtschaftsinteressen sicherzustellen und zu prüfen, ob sie nicht konkrete Förderung von Einzelgeschäften betreiben können.

Damit den Unternehmern das Risiko nicht zu groß wird, haben bisher alle Regierungen »förderungswürdige« Investitionen, das sind erstmal alle in Entwicklungsländer, gegen Enteignung und Schlimmeres geschützt. Seit 1960 wurden dafür fünf Milliarden Mark aus Steuermitteln bereitgestellt. Außerdem sind mit den wichtigsten Partnerländern sogenannte Doppelsteuerabkommen geschlossen worden, damit die Firmen ihre Gewinne nicht zweimal versteuern müssen. Und dann gibt es da noch das Auslands-Investitionsgesetz, das bei »besonders förderungswürdigen« Transaktionen Steuerbegünstigungen vorsieht. Dazu gehörte der 780-Millionen-Deal der Flicks mit dem US-Chemie-Unternehmen Grace. Heute immer noch ein Fall für den Staatsanwalt.

Die Bonner Politiker tun dies alles natürlich nicht wegen des Profits, sondern um uns die Arbeitsplätze zu erhalten. Das weiß keiner besser als Hans Weber, früher Gesamtbetriebsratsvorsitzender und heute Geschäftsführer der Betriebskrankenkasse der Bayer AG Leverkusen: »Ich bin zunächst der Meinung, daß Bayer in den USA investieren muß, um den Fuß in diesem größten Markt der Welt zu haben. Damit gefährden wir nicht unsere Arbeitsplätze in Deutschland,

sondern über eigene Unternehmen in den USA verschaffen wir uns bessere Möglichkeiten, eigene Waren aus der Bundesrepublik in diesem riesigen Land abzusetzen.«

Entschieden anderer Meinung ist da Hartmut Küchle vom Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut des DGB: »Per Saldo bleibt die Tatsache bestehen, daß Investitionen im Ausland Verzicht auf Investitionen im Inland bedeuten. Vor allem aber ist der Re-Import der Waren eine Konkurrenz für die in Deutschland hergestellten Produkte und damit für die Arbeitsplätze.« Die Statistiken geben ihm recht. Während die Erweiterungsinvestitionen in der Bundesrepublik zwischen 1970 und 1976 von 19 auf sechs Milliarden zurückgingen, stiegen gleichzeitig die Auslandsinvestitionen um 25 Prozent. Auch 1980, dem ersten Jahr der augenblicklichen Krise, gab es einen Anstieg des Kapitalexports um 20 Prozent, bei einem realen Investitionsrückgang hier.

Das Auslandsgeschäft ist eine Domäne der Großkonzerne wie Krupp, Klöckner, Siemens, Hoechst, BASF, Bayer, BMW, Daimler-Benz, VW, Grundig, Henkel, Schering, Bertelsmann und Burda. An den Ende 1981 gemeldeten unmittelbaren Direktinvestitionen waren nur 5.155 Unternehmen und Privatpersonen beteiligt. Und nur 16 Firmen verfügten über mehr als ein Drittel der gesamten Auslandsinvestitionen.

Vor allem die hohen Lohnkosten sind es, die unsere Unternehmer ins Ausland treiben. Das behaupten jedenfalls die Unternehmer. Für die Fertigung eines Hemdes, so klagte Textilfabrikant Gerd Seidensticker vor einiger Zeit, müsse er in Bielefeld 16 Mark bezahlen, in Südkorea nur 1,50 Mark. Seidensticker schaffte es dann nur bis Spanien, wo die Löhne aber auch schon um die Hälfte niedriger sind als bei uns und wo er seine Ware drei- bis viermal so teuer wie hier auf den Markt werfen konnte. Um so billig produzieren zu können wie in Südkorea bedarf es auch ganz besonderer Bedingungen: Mitten in Seoul liegen vier Kilometer lange, mehrstöckige Fabrikgebäude. Zu ebener Erde sind Läden untergebracht, darüber liegen 700 sogenannte Schweißläden, in denen 20.000 Arbeiterinnen und Arbeiter zwölf Stunden am Tag Kleider und Anzüge nähen. Es gibt keinen Urlaub für sie, nur gelegentlich einen freien Sonntag. In den meisten Arbeitsräumen ist eine Zwischendecke eingezogen, so daß die Arbeitenden in zwei Schichten übereinander sitzen. Die Konzernherren und ihre Aktionäre interessiert das nicht. »Unter unternehmerischen Gesichtspunkten ist doch nur wichtig, daß in München die Kasse stimmt«, mein Hans W. Decker von Siemens.

Nach 1945 mußten die westdeutschen Konzerne fast bei Null beginnen, ihre Auslandstöchter waren mit wenigen Ausnahmen enteignet worden. Nach der Gründung der EWG begannen sie fast generalstabsmäßig mit ihren Auslandsinvestitionen. Schwerpunkt war Europa, wo auch heute noch fast die Hälfte aller Investitionen liegen.

Auf ihre stille Art sorgten Unternehmen wie Grundig und Continental, aber auch der Landmaschinenhersteller Claas, daß verlorene Provinzen wieder zu Reichsgebiet wurden. Der Elsaß ist fast wieder deutsch. Mehr als die Hälfte aller Arbeitnehmer am Oberrhein arbeiten in die Tasche bundesrepublikanischer Unternehmen. Und was noch nicht Provinz ist, kann es bald werden. Belgien beispielsweise. Da haben BASF, Bayer, Bosch, Degussa, Henkel, Siemens, VW und noch 513 andere Firmen ihre Niederlassungen. Selbst dem belgischen Kapital wird da Angst und Bange und ihr Organ, die »Financieel Ekonomische Tijd«, warnt vor der schrittweisen Kolonisierung.

Nachdem Umweltschützer den Bau einer neuen Fabrik am Firmenstammsitz in Dhünn im Bergischen Land verhinderten, sah der Wuppertaler Textilfabrikant Schöpp keine andere Möglichkeit, als ein Drittel seiner Belegschaft zu feuern und nach Irland auszuweichen. So erzählt er Journalisten. Seine Liebe zur grünen Insel teilt er mit mehr als 120 anderen Firmenchefs: Dort gibt es bis zu 50 Prozent Investitionszuschüsse, die niedrigsten Arbeitskosten in der EG (noch nicht einmal halb so hoch wie in der BRD), ein reichliches Angebot an Arbeitskräften (die offizielle Arbeitslosenquote liegt bei zwölf Prozent), und von Steuern kann keine Rede sein.

Ganz waghalsige wie Grundig und die Farbwerke Hoechst siedeln sogar in Nordirland. Da explodieren zwar manchmal Bomben, aber die Löhne sind noch niedriger als in der Nachbar-Republik. »Kapital«, so schrieb schon 1860 der britische Gewerkschafter T.J. Dunning, » flieht Tumult und Streit und ist ängstlicher Natur. Das ist sehr wahr, aber doch nicht die ganze Wahrheit. Das Kapital hat einen Horror vor Abwesenheit von Profit, oder sehr kleinem Profit, wie die Natur vor der Leere. Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Prozent, es wird lebhaft; 50 Prozent, positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf die Gefahr des Galgens.«

Die stabilen Verhältnisse einer Diktatur sind westdeutschen Unternehmern am liebsten. So war Portugal »eine echte Alternative«. Der faschistische Diktator Salazar ließ an Hitlers Todestag die Flaggen auf Halbmast setzen und war pietätvoll genug, deutsches Eigentum nicht zu enteignen. Und das war gut so. Denn immerhin hat AEG hier schon seit 1912 eine Niederlassung und Siemens, das die Eisenbahn elektrifizierte und heute das Monopol für Telexgeräte hat, folgte nur zehn Jahre später. Erst in den siebziger Jahren kamen der Pharmaproduzent Schering und die Grundig AG. Doch sie waren nicht weniger erfolgreich: Grundig ist heute das größte Exportunternehmen in Portugal und macht

überdurchschnittliche Gewinne. Weil hier nahezu »japanische Verhältnisse« herrschen, können die Produkte gewinnbringend in die Bundesrepublik reimportiert werden. Die »Revolution der Nelken« hat für die Konzerne wenig verändert. Selbst in den ersten fünf Jahren nach dem Sturz der Caetano-Diktatur gab es, wie der Leiter der Hoechst-Niederlassung voll Stolz verkündete, noch keine acht Streiktage in den westdeutschen Unternehmen. Heute liegen die Lohnstückkosten bei 20 bis 25 Prozent der westdeutschen, die Produktivität aber ist auf gleichem Niveau, die »Fehlzeiten« sind nur halb so hoch, und gestreikt wird immer noch nicht. Daran wird sich auch so schnell nichts ändern, denn Arbeitsplätze sind in Portugal weiterhin Mangelware. So ist es immer noch üblich, daß aus den benachbarten Dörfern Eltern in die Fabriken kommen, um ihr Neugeborenes für einen späteren Arbeitsplatz anzumelden.

Das gelobte Land des westdeutschen Kapitals sind aber die USA. Ein knappes Viertel aller statistisch erfaßten Auslandsinvestitionen wurden hier getätigt: Offiziell sind das über 29 Milliarden Mark. Mit einem Sozialprodukt von nahezu zwei Billionen Dollar sind die USA der größte Markt der westlichen Welt. Hier leben zwar nur sechs Prozent der Weltbevölkerung, aber sie besitzen ein Drittel aller PKWs, die Hälfte aller Telefone und zwei Drittel aller Fernseher. Auch ist kein Land der Erde so empfänglich für neue Produkte: die Hälfte der in den Supermärkten vertriebenen Waren gab es vor zehn Jahren überhaupt noch nicht.

Firmengründungen werden massiv unterstützt. So bekam Daimler-Benz für sein Lkw-Werk in Hampton vom Staate Virginia eine Million Dollar, und VW brachte sein zweites Fertigungswerk in einer ausgedienten Raketenfabrik unter, weil Stadt und Land Michigan für vorerst zwölf Jahre auf die Steuern verzichten.

Zudem garantiert das »freieste Land der Welt« die Freiheit von Gewerkschaften. Denn die sind aller Übel Anfang, wie der Personalberater William K. Zinm ke weiß, da sie »Entlassungen verhindern und auch sonst die Entscheidungen des Managements einengen, wodurch die Gewinne der Unternehmer reduziert werden«. In den USA ist nur ein Fünftel der Arbeitnehmer gewerkschaftlich organisiert. Das ist nicht verwunderlich, denn bevor eine Gewerkschaft zugelassen wird, muß erst einmal ein Drittel der Belegschaft eines Betriebes mit ihren Unterschriften zustimmen. Auf das Werksgelände dürfen Gewerkschafter dann immer noch nicht. Da muß erst eine zweite Abstimmung erfolgen, in der über die Hälfte der Arbeitnehmer erklärt, daß sie sich von einer Gewerkschaft vertreten lassen will. Sollte dieser schreckliche Fall eintreten, können Unternehmer immer noch in den fast gewerkschaftsfreien Süden umziehen, was die Schuberth Corporation, Tochter eines Braunschweiger Unternehmens, auch prompt tat, als ihre Arbeiter im nördlichen Toledo gewerkschaftliche Forderung durchsetzen wollten.

Beinahe allen westdeutschen Unternehmern gelang es, ihre Betriebe frei von Gewerkschaften zu halten. Eine unternehmerische Notwendigkeit, wie Hoechst-Manager Paul Förster betont: »Sie halten nur den Betrieb auf, sie setzen zum Teil aberwitzige Regeln durch, und sie verschlechtern das Betriebsklima und die Produktivität.«

Die Lohnsparer suchen sich ihre Gewinn-Oasen auch in der Dritten Welt. In Tunesien beispielsweise, wo der Stundenlohn einer Näherin noch keine zwei Mark beträgt, oder auf den Philippinen, wo der schwäbische Hemdenfabrikant Bezner seinen Arbeiterinnen vier Mark am Tag bezahlt, oder in Lesotho, wo die Löhne so niedrig sind, daß Kortenbach & Rauh aus Solingen ihre Schirmgestelle zum Bespannen exportieren und den fertigen »Kobold« profitabel wieder importieren. Aber das sind nur kleine Rinnsale, verglichen mit den Kapitalströmen, die in die sogenannten Schwellenländer fließen. Am wohlsten fühlt sich das bundesdeutsche Kapital dort, wo »die alte Waffenbruderschaft«, so Helmut Gschwend von Thyssen, nicht vergessen ist, und heute politische Zustände zu finden sind, wie man sie in der Bundesrepublik gerne hätte.

Ein solches Land ist die Rassistenrepublik Südafrika. In diesem Diamanten unter den rohstoffreichen Ländern sitzt nahezu alles, was Rang und Namen hat: Thyssen, Klöckner, Mannesmann, Krupp, die IG-Farben-Nachfolger, Schering, Boehringer, Henkel, die Arwa-Feinstrumpfwerke und der bundeseigene Salzgitterkonzern . Um Publizität zu vermeiden, wird das Gesellschaftskapital meist über Holdings in Kanada, Curacao, Liechtenstein und Luxemburg eingeschleust. Die Statistik des Wirtschaftsministeriums weist daher auch nur einen Investitionsbestand von rund 750 Millionen Mark aus. Eingeweihte Politiker hingegen schätzen, daß vierzehn Milliarden Mark im Apartheidsstaat investiert wurden, davon allein zwei Milliarden in den letzten drei Jahren. Hier können sich Unternehmer, wie das Zentralorgan der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände (BDA), »Der Arbeitgeber«, zu berichten weiß, »die menschliche Arbeitskraft noch leisten.«

Gut angelegt ist das Geld auch in Südamerika. In Paraguay beispielsweise, wo jährlich bis zu 2.000 Westdeutsche Land kaufen und wo, laut dpa, Alfredo Stroessner mit fester Hand regiert, so fest, daß heute 40 Prozent des Volkes im Exil leben. Dafür kommen nun die Westdeutschen und finden ihre alternative Freiheit bei 240 Prozent Verlustzuweisung.

Nach Schätzungen der Interamerikanischen Entwicklungsbank hatte die bundesdeutsche Industrie bis Ende 1981 über zehn Milliarden Mark in Lateinamerika investiert. Der Schwerpunkt liegt eindeutig in Brasilien, aber auch Argentinien, wo der damalige Regierungschef Videla mit einem in der Bevölkerung als »Lex VW« bezeichneten Gesetz dem Automobilhersteller entscheidende Konkurrenzvorteile schuf, und das Chile Pinochets, wo »dem deutschen Unternehmer die betont marktwirtschaftliche Politik zusagen dürfte«, gehören zu den bevorzugten Anlageländern.

in Brasilien bilden die westdeutschen Unternehmen schon einen Staat im Staate. Von den hundert größten Konzernen haben 44 in Brasilien investiert. Zwischen Pampas und Amazonas gibt es rund 1.000 deutsch-brasilianische Firmen, davon etwa 800 im Großraum Sao Paolo. 5,7 Milliarden Mark wurden für Investitionen aus der Bundesrepublik nach Brasilien transferiert. Dazu kommen noch rund zwei Milliarden an reinvestierten Gewinnen und ebenfalls zwei Milliarden, die über Holdinggesellschaften in Kanada, Luxemburg und Curacao nach Brasilien gepumpt wurden.

Selbst nach der Entlassungswelle im Jahr 1981 (Krupp-Chef Wilhelm Scheider: »Es ist neiderregend, wie reibungslos der Personalabbau geht«) gibt es noch 250.000 direkte und eine halbe Million indirekte »deutsche« Arbeitsplätze. Drei bis vier Millionen Brasilianer sind abhängig von den westdeutschen Konzernen.

Produziert wird hauptsächlich für den Weltmarkt. Afrikanische und arabische Länder kaufen brasilianische Volkswagen; die Nordamerikaner importieren ihre Mercedes-Lkws aus Brasilien und nicht mehr aus Stuttgart. Und Pfaff beliefert von Curitiba aus die gesamte Welt mit Nähmaschinen, nachdem die Produktion in der Bundesrepublik eingestellt wurde.

Dafür, daß sich die Investitionen in Brasilien lohnen, sorgen die Militärs. Wenn es. trotz aller Verbote und Repressalien zu einem Streik kommt, wie 1980 bei den Automobilarbeitern, dann rufen die westdeutschen Unternehmer selbst das Militär. Als sich die Streikenden wegen des brutalen Vorgehens bei VW do Brasil um Unterstützung an die IG Metall wandten, deren Vorsitzender ja auch stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender in Wolfsburg ist, wurde ihnen mitgeteilt, Kollege Loderer habe bereits zwei Briefe an brasilianische Politiker und zwei Solidaritätstelegramme abgesandt.

Von Lohnerhöhungen hält man bei den bundesdeutschen Tochtergesellschaften wenig. Dagegen schützt das System der »rotivadade«: Ehe die gesetzliche Lohnerhöhung fällig ist, wird gekündigt. Danach werden die Arbeiter wieder eingestellt - zu den alten Bedingungen, versteht sich.

Nachdem es den Automobilherstellern gelungen war, das Verkehrssystem Brasiliens einseitig auf den Pkw einzuschwören (VW-Marktanteil über 40 Prozent), kam mit den Ölpreiserhöhungen der große Schock, denn das Land ist zu 83 Prozent von Erdölimporten abhängig. Doch mitten in der Zusammenbruchsstimmung wurde eine Schnapsidee geboren: das Alkoholauto. Damit begann »das eigentliche brasilianische Wirtschaftswunder«, wie VW-Chef Sauer meint. Daß es für jeden Liter Alkohol ein Kilo Reis oder Bohnen weniger für die Armen gibt, daß es ein Verbrechen ist, Millionen Hektar guten Bodens für die Ernährung von Autos zu bepflanzen, wenn zwei Drittel der Bevölkerung unterernährt sind, stört nicht. Für VW zählen nur die Käufer: »Denn die Menschen in Südamerika wollen - ähnlich wie in Europa - Auto fahren, um freier, unabhängiger und beweglicher zu sein ... VW - mehr als Autos.«

Flagge zeigen Westdeutschlands Unternehmer auch wieder in Südostasien. Während überall in der kapitalistischen Welt die Wachstumserwartungen zurückgeschraubt werden, floriert hier das Geschäft. BASF-Manager Hundt rechnet mit Wachstumsraten von sechs bis acht Prozent. 1981 wurden mit 850 Millionen Mark 27,8 Prozent mehr in den Asien-Staaten (Malaysia, Indonesien, Philippinen, Singapur und Thailand) investiert als im Jahr davor. Und dieser Trend setzte sich auch 1982 fort. Aber auch Taiwan, Südkorea und Hongkong locken bundesdeutsche Unternehmen an. Wie dominant die Wirtschaftsinteressen sind, erfahren Besucher Seouls beim Besuch der deutschen Botschaft: Unübersehbar prangt das Firmenschild von Siemens über dem Gebäude, während das Hinweisschild auf die diplomatische Vertretung erst im Hausflur zu finden ist. Neben Großunternehmen wie Siemens, Bayer, Hoechst finden sich in dieser Region auch kleine und mittelständische Unternehmen wie die Adler Bekleidungs GmbH, die Idea Instrumentenfabrik, die Tabakhändler Kuhlenkampf, der Stuttgarter Klett-Verlag und die Bremer Lürsen-Werft, die in Indonesien am Bau von Schnellbooten beteiligt ist.

Diese Länder haben eines gemeinsam; politische Stabilität. Falls ihre Regierungen überhaupt durch Wahlen an die Macht kamen, haben sie inzwischen alles getan, um jede Opposition auszuschalten. Lee Kuan Yew in Singapur regiert seit 23 Jahren, Suharto in Indonesien seit 15 Jahren und Ferdinand E. Marcos auf den Philippinen seit 17 Jahren. Die Löhne in diesen Ländern liegen beim Existenzminimum, die Großfamilie muß die Sozialversicherung ersetzen, Urlaub und Krankenhaus (bei Siemens Malaysia im Durchschnitt ein Prozent, in der Bundesrepublik 8,9 Prozent) sind nahezu unbekannt, die Gewerkschaften verboten oder - was den selben Effekt hat - staatlich gelenkt.

Und um Aufträge braucht man auch nicht zu bangen, da die herrschende Klasse so korrupt ist, daß mit Schmiergeldern alles erreicht werden kann. Wenn dann mal eine Korruptionsaffäre an die Öffentlichkeit dringt, wie im Falle von Siemens und Klöckner in Indonesien, dann auch nur, weil die Herren vom Vorstand zu knausrig waren. Dabei haben doch Finanzämter hierzulande vollstes Verständnis. »In Einzelfällen« könne es, so ein interner Vermerk des Bundesfinanzministeriums, »gerechtfertigt sein, bei Auslandsgeschäften nicht den Namen des Empfängers zu verlangen, wenn feststeht, d

Schmiergelder tatsächlich gezahlt und betrieblich veranlaßt sind ... « Bei Bestechungen im Inland nämlich muß der Name des Geschmierten genannt werden, damit dieser seinen Obolus ans Finanzamt entrichtet. Ordnung muß sein.

Der Tatbestand ist klar und einfach: Die bundesdeutschen Konzerne investieren im Ausland, weil die Profite höher sind und die Konkurrenzfähigkeit am Weltmarkt verbessert wird. Und sie werden weiterhin überall auf der Welt investieren, weil auch eine Regierung Kohl trotz Zimmermann und Lambsdorff keine Investitionsbedingungen wie in Südafrika schaffen kann.

Die Arbeitnehmer gehen einer düsteren Zukunft entgegen, denn das verstärkte Auslandsengagement wird zusätzlich Arbeitsplätze kosten. Schon heute beträgt die Produktionskapazität der chemischen Industrie im Ausland etwa drei Viertel der Gesamtgröße der inländischen Unternehmen, beim Straßenfahrzeugbau ein gutes , Drittel und in der Elektrotechnik etwa ein Viertel. Aber die Arbeitnehmer haben ja noch die Gewerkschaften, die für ihre Interessen kämpfen werden. Eugen Loderer, Vorsitzender der größten Einzelgewerkschaft der Welt, erklärte im September 1982: »Verständlich ist, daß manche Kollegen unruhig nach Sinn und Zweck der gewaltigen Auslandsinvestitionen der letzten Jahre fragen. ...Die Frage ist berechtigt, ob die Großkonzerne in den letzten Jahren bei den Auslandsengagements, bei den Diversifizierungsbemühungen die richtigen Prioritäten setzten und ob sie nicht das interne Wachstum vernachlässigt haben. Diese Fragen deuten an, daß unser Mitbestimmungsanliegen - wie schon bisher und in Zukunft noch weniger - nicht an den nationalen Grenzen halt machen kann. .. - Man kann kein allgemeingültiges Urteil über die Auslandsinvestitionen geben. Ihre Entwicklung in den letzten Jahren ist unterschiedlich. ...Schließlich ging es ja schon einmal besser. Das ist ohne Zweifel so und gehört in den Zusammenhang einer Gesamtbeurteilung.«

Konkret 11/83, S. 48

Winfried Wolf

Regierung geht über Leichen

Über den bevorstehenden Bankrott des Wirtschaftswunderlandes Brasilien

»Helmut Schmidt hatte beide Hände in den Jackentaschen. Es war kurz vor Mitternacht. Immer noch 25 Grad. Die Grillen zirpten; dunkelhäutige Männer und Frauen tanzten Samba. Den Kanzler überkam Wehmut: 'Da wird man schon neidisch, wie die hier leben.'« Vier Jahre sind seit diesem idyllischen »Bild-am-Sonntag«-Bericht über eines deutschen Kanzlers Reise an den Amazonas ins Land gegangen. Bereits damals konnte nur ein Bruchteil der brasilianischen Gesellschaft in Wohlstand leben, jetzt steht das Wirtschaftswunderland der Dritten Welt vor dem Staatsbankrott und einer Hungersnot von Millionen von Menschen. Die Auslandsverschuldung liegt mit 95 Milliarden Dollar beträchtlich über der Westverschuldung des ge*samten* Ostblocks. Seit 1982 mußte das Land die Tilgungszahlungen bei den Banken einstellen. Seit August dieses Jahres sind selbst die laufenden Zinszahlungen (1983: 12 Milliarden Dollar, 1984: 15 Milliarden Dollar) in Frage gestellt. Trotz eines rigorosen »Sparprogramms«, trotz eines Handelsbilanzüberschusses von möglicherweise sechs Milliarden Dollar im laufenden Jahr, trotz brutaler »Einsparungen« auf Kosten des Massenkonsums steigt die brasilianische Auslandsschuld weiter an. Das »Trio Infernal«, das Brasilien bisher im Auftrag des Internationalen Währungsfonds regierte - Notenbankpräsident Langoni, Finanzminister Galveas und Planungsminister Neto - errechnet für 198i einen zusätzlichen Kreditbedarf von 3,6 und für 1984 von sechs Milliarden Dollar.

Brasilien ist aufgrund seines natürlichen Reichtums an Bodenschätzen, einer relativ ausgebauten Infrastruktur, der in i Einzelsektoren weit entwickelten Industrie und einem teilweise hochqualifizierten Facharbeiterpotential prädestiniert, sich aus eigener Kraft aus dem Elend eines Dritte-Welt-Landes zu erheben und einen Industrialisierungsprozeß zu vollziehen, der den Bedürfnissen der Bevölkerung entspricht. Doch Brasilien ist zugleich ein kapitalistisches, vom Imperialismus abhängiges, von Westbanken und internationalen Multis beherrschtes Land. Entsprechend wurden die Ressourcen, die für den viel zitierten »take-off« dieses »Schwellenlands« vorhanden sind, in gigantischen Projekten vergeudet, die mit den Bedürfnissen von Land und Leuten nichts, mit dem Profit von US- und BRD-Konzernen alles zu tun haben. Was Massey-Ferguson in Ursus (bei Warschau) und die westdeutschen Stahlkonzerne in Nowa Huta verbrochen hatten, findet sich in Brasilien dutzendfach und dreimal so kostspielig. Das beste Beispiel hierfür ist der Aufbau einer Atomindustrie, zu deren Propagierung Helmut Schmidt 1979 im Lande weilte. Anstatt die gewaltigen Wasserressourcen als Energiequelle zu entwickeln, drehten westdeutsche Industrie- und Bankenvertreter Brasilien eine Atomtechnologie an, die den Test auf mangelnde Wirtschaftlichkeit im eigenen Land seit Jahren besteht und den Beweis der Funktionsfähigkeit (Wiederaufbereitung) noch nicht einmal antreten konnte. Darum ging es den Vertretern der BRD-Industrie nicht - 12 Milliarden Mark, der bisher größte Außenhandelswechsel, waren im Spiel. Die kriminellen Regenten Brasiliens hatten ohnehin ganz anderes im Sinn. Radiosender Bandeirantes 1977: »Brasilien wird jetzt Atombomben herstellen.«

Brasiliens Schicksal wird - solange es die Massen nicht selbst in die Hände nehmen - außer Landes, in den Zentralen der Großbanken und des Internationalen Währungsfonds (IWF) entschieden. Die hier regierenden Herren stehen vor einer Wahl zwischen Pest und Cholera: Entweder sie verordnen dem Land eine brutale Sanierungskur oder sie gewähren ihm weiterhin neue Kredite.

Bank- und IWF-Manager trafen ihre Wahl. Brasilien erhält neue Kredite nur bei Erfüllung brutaler Auflagen: Reallohnsenkung um 40 Prozent und damit unter das Existenzminimum (100 Mark monatlich), Abbau der staatlichen Subventionen für Grundnahrungsmittel und Mieten. Es ist eine Entscheidung, die die soziale Revolte geradezu provoziert. Doch wer wollte übersehen, daß das Dilemma der internationalen Banker schweißtreibend ist und zum Gang über Leichen zwingt? Denn Brasilien ist nur die Spitze des Eisbergs. Mexikos Verschuldung ist ähnlich groß, die wirtschaftliche und soziale Lage dort ebenso mies und explosiv. Der lateinamerikanische Kontinent ist inzwischen mit rund 320 Milliarden Dollar bei Westbanken verschuldet und steht vor der Zahlungsunfähigkeit. Und fast überall ist das probate Instrument, auch solch gefährliche Situationen zu meistern, brüchig: Eine Diktatur nach der anderen - Chile, Argentinien, Uruguay, Brasilien, diejenigen Mittelamerikas - gerät unter dem Ansturm der Massenbewegung ins Wanken. Schon allein die Pleite Brasiliens kann einzelne US-Großbanken zu Fall bringen - kommt es nicht zu einer sofortigen Stützungsaktion durch alle internationalen Großbanken. Die Pleite von mehreren Ländern oder kombiniert mit der von Großkonzernen, wird einen internationalen Bankenkrach auslösen. Der aber wäre nur das Präludium für eine Weltwirtschaftskrise mit einer viel höheren Massenarbeitslosigkeit und viel größerem, sozialen Explosivstoff, als dies 1929 der Fall war. Ein Banker, *Freiher von Bethmann,* früher Chef des größten privaten Geldinstituts Westdeutschlands, ist »absolut überzeugt«, daß es so kommt. Und er sieht dies »mit besonderem Grimm, denn ich bin Anhänger des Systems von der freien kapitalistischen Wirtschaft«. Vor einigen Monaten zog Banker Bethmann die Konsequenzen, verkaufte seine Anteile und stieg aus. Ende August folgte ihm der brasilianische Notenbankchef Langoni. So einfach ist das für den einzelnen - Banker.

Konkret 11/83, S. 50

Öko-Tips

Kein Schutzengel

Ein kleiner Engel im Ährenkranz wirbt seit 1978 für Produkte, die besonders umweltfreundlich sein sollen. Vergeben wird das werbewirksame Zeichen von einer Jury aus Umweltfachleuten, Länderministern, Vertretern des Innenministeriums und dem Deutschen Institut für Gütesicherung und Kennzeichnung e.V. Fast 400 Produkte dürfen sich bereits mit dem Engel schmücken, doch ein Schutzengel ist er nicht. »Das Umweltzeichen sagt nicht, daß das Produkt rundum umweltverträglich und gesund ist. Es bezieht sich nur auf eine wesentliche Produkteigenschaft, die im Vergleich zu anderen Produkten für den gleichen Verwendungsbereich umweltverträglicher ist«, erläutert Karl Tempel vom Öffentlichkeitsreferat des Bundesumweltamtes in Berlin.

So können Deo-Sprays mit dem Umwelt-Engel werben, weil sie kein chemisch stabiles Treibgas, das in der Atmosphäre nicht abgebaut werden kann, besitzen. Daß diese Deos wie andere Mittel Allergien auslösen und Poren verstopfen können, hindert die Jury nicht daran, das begehrte Prädikat zu vergeben.

Auch die Firma »wepa« wirbt für ihr Toilettenpapier »CLOU« mit dem Gütesiegel. Das Produkt sei »umweltschonend« und »vorwiegend aus Altpapier«.

»Vorwiegend« - denn die Verpackung, auf der das Siegel prangt, ist aus Plastik. Plastik jedoch braucht Jahrzehnte, bis es in einer Müllkippe verrottet.

Flächenfraß

600.000 Hektar Land werden in der Bundesrepublik bereits heute von über 1.000 militärischen Einrichtungen »benutzt«. Das berichtet die Zeitschrift »Natur« in ihrer neuesten Ausgabe. Allein durch die Verlagerung der NATO-Truppen an die Grenze zur DDR und CSSR werden in den nächsten Jahren viele ökologisch noch halbwegs intakte Gebiete zerstört.

Bis 1990 sollen dort rund 200 neue Militäreinrichtungen gebaut werden. Neben Feldflugplätzen und Übungsgeländen brauchen vor allem die neuen Waffendepots Platz: 20 bis 40 Hektar Land werden für den Bau eines Depots benötigt. In den nächsten Jahren werden so für die »Friedenssicherung« fast 8.000 Hektar Land vernichtet.

Saubere Luft

Ein neues Reinigungsverfahren, macht eine fast 100prozentige Reinigung des Rauchgases von Kraftwerken und Industriefeuerungen preiswert möglich. Seit zwei Jahren läuft in Hildesheim erfolgreich eine Versuchsanlage mit dem »Kondensations-Sorptions-Verfahren« (KOS), das vom Institut für Wärmetechnik und Umweltschutz GmbH in Salzgitter entwickelt wurde. Bei diesem Verfahren wird nicht nur das Schwefeldioxyd aus den Abgasen entfernt, sondern auch die Schwermetalle und Stickoxyde - Hauptverursacher des »Sauren Regens«.

Speichergift

»Kaum Schutz für die Zähne, schädlich für den Körper« warnt der Deutsche Verbraucherschutzbund in Wiesbaden vor Fluor. Das Mineral sei ein für Mensch und Umwelt »äußerst gefährliches Speichergift, das schon in kleinen Mengen schädlich wirken kann«. Wer mehr über dieses umstrittene Mineral wissen will, kann sich beim »DVS«, Leberberg 4, 62 Wiesbaden ein Faltblatt bestellen.

Cadmium

Über die Wirkung des giftigen Schwermetalls Cadmium und wie sich die Verbraucher dagegen schützen können, erschien jetzt eine 100 Seiten dicke Broschüre bei der »Stiftung Verbraucherinstitut«. Für 12 Mark ist die Broschüre beim Institut, 1 Berlin 30, Reichpietschufer 7276 zu bekommen.

Warnung vor Spanplatten

Das neue, selbstgebastelte Regal und das Bettgestell sahen gut aus. Heimwerker Dieter K. war zufrieden mit seiner Arbeit. So billig hätte er die neuen Möbel nicht mal bei einem Möbeldiscounter kaufen können. Aus den fertig zugeschnittenen Spanplatten waren Regal und Bett in der Rekordzeit von zwei Tagen zusammengebaut. Doch die Freude über »sein Werk« dauerte nicht lange. Er bekam Kopfschmerzen, es wurde ihm übel, er hustete.

Ausgelöst wurden diese Krankheitssymptome durch das Bindemittel »Formaldehyd« in den Holzspanplatten. Holzspanplatten werden aus zerkleinertem Holz hergestellt, das unter Druck und Hitze mit formaldehydhaltigen Bindemitteln zu festen Platten gepreßt wird. Die Bindemittel sind überwiegend Kunstharze, die aus 90 Prozent Harnstoff-Formaldehyd und 10 Prozent Phenol-Formaldehyd bestehen. Zwei bis drei Jahre dauert es, bis die gesundheitsschädigende Ausdünstungszeit der Platten vorüber ist. In Tierversuchen ist Formaldehyd, das auch in Desinfektionsmitteln, Fotochemikalien, Kosmetika und Haarshampoos verwendet wird, bereits getestet worden. Ratten, die über einen längeren Zeitraum Formaldehyddämpfe einatmeten, erkrankten an Nasenkrebs.

Trotzdem werden in der Bundesrepublik jährlich etwa 500.000 Tonnen dieses Mittels erzeugt.

Das Bundesgesundheitsamt hat vorgeschlagen, die Mengen von Formaldehyd in Innenräumen auf Grenzwerte zu beschränken. Doch diese Richtlinien des »Formaldehyderlasses« von 1981 gelten nur bei großflächiger Verwendung im Innenausbau und nicht für die im Möbelbau verwendeten Spanplatten.

Die Alternative ist einfach: Beim Möbelkauf sollte darauf geachtet werden, daß möglichst keine Spanplattenteile beim Bau verwendet werden. Heimwerker sollten nur mit Tischlerplatte oder unbehandeltem Holz basteln. 95 Prozent aller Baustoffe lassen sich durch Holz ersetzen: Fußbodenbeläge, Innen- und Außenverkleidungen, Fenster und Möbel. Holz hat nur einen Nachteil, es ist teurer als die Spanplatten.

Wer trotz allem unbedingt mit Spanplatten arbeiten will, sollte sich beim Kauf genau erkundigen: Einige Tischler und alternative Holzläden bieten in der Zwischenzeit Spanplatten mit natürlichen Bindemitteln an. Beim Kauf muß man sich jedoch auf die Händler verlassen: Die Spanplatten sehen genauso aus wie die mit Formaldehyd verleimten.

Richtig und falsch

KONKRET 9/83 berichtete über den »Behördenführer - Zuständigkeiten im Umweltschutz« des Bundesumweltamtes in Berlin. Obwohl das angegebene Postscheckkonto richtig war, bekamen KONKRET-Leser ihr Geld zurück und nicht die Broschüre.

Laut Auskunft des Bundesumweltamtes kann die Broschüre nur über die Firma »Werbung und Vertrieb«, Ahornstraße 12, 1 Berlin 30, bestellt werden. Also: 5 Mark auf das Postscheckkonto der Firma in Berlin, Konto-Nummer 43 27 65104, Stichwort »Behördenführer Umweltschutz«, und das Büchlein kommt ins Haus.

Konkret 11/83, S. 52

Günther Anders

Schinkensemmelfrieden

So einfach, wie sich einige Funktionäre der Friedensbewegung die Trennung von guten »Gewaltfreien« und bösen »Chaoten« gedacht haben, werden sie´s nicht kriegen. Auch aus den Reihen gestandener Friedenskämpfer meldet sich Protest gegen die Domestizierung des Widerstands. Zum Dritten Forum der Krefelder Initiative schickte der 81jährige Österreichische Philosoph und Schriftsteller Günther Anders, Autor von »Hiroshima ist überall« Mitbegründer der europäischen Anti-Atomtot-Bewegung und Träger des diesjährigen, von CDU-OB Wallmam verliehenen Adorno-Preises der Stadt Frankfurt, eine Rede, die den Adressaten so wenig gefiel, daß sie sie um ihren Schluß kürzten. KONKRET veröffentlicht den ganzen Anders-Text, der den Titel trug »Si vis pacem para pacem«

Mitteilung:

In Wien liegt ein Brief aus dem Jahre 57, nicht an mich gerichtet. Er schließt mit dem Absatz: »Was die deutsche Verteidigungspolitik angeht, so wissen Sie ja, daß wir Sozialdemokraten die atomare Bewaffnung konsequent ablehnen. Wir sind nicht dazu berufen, das Gleichgewicht gegen die Russen zu bilden. « Der Brief ist gezeichnet von einem Mitglied des Deutschen Bundestages, einem gewissen Helmut Schmidt.

Warnung:

Vor kurzem, am Hiroshima-Tage, haben uns Biedermänner - und nicht nur weltliche - belehrt: »Wer Frieden wünscht, der fange bei sich selber an. Der erringe erst einmal inneren Frieden. Seelenfrieden. Und der halte Frieden mit seinem Hausnachbarn. Wenn das gelungen ist, dann wird der äußere und allgemeine Frieden schon ganz von selber kommen. « Solche Versuche, uns sentimental zu depolitisieren, sind abzulehnen. Ganz von selber kommt gar nichts. Auch ich bin natürlich für inneren Frieden und für den mit den Wohnungsnachbarn. Aber ob ein Gebiet Europas mit Atomraketen bespickt wird oder ob der Knopf, der den Raketenabschuß auslöst, gedrückt wird oder nicht, das hängt nicht von unserem inneren Gemütszustand ab. Oder davon, ob ich die Nachbarin mit einer Schale Kompott überrasche. Sondern allein von unseren politischen Aktionen. Diejenigen, die uns ausschließlich auf inneren oder nachbarlichen Frieden verweisen, sind wissentlich Betrüger und Exploiteure religiöser Gefühle, da sie uns mit ihren Reizwörtern zu Untertanen machen und davon ausschließen wollen, das Leben unserer Kinder und Kindeskinder effektiv selbst in die Hände zu nehmen.

Wir werden uns unser Recht, für uns und unser Überleben selber zu handeln, nicht aus den Händen schlagen lassen. *Darin* besteht Demokratie - und *nicht* darin, daß wir einer Macht, die sich trotz Vietnam als der Garant der Demokratie, Friedfertigkeit und Freiheit aufspielt, erlauben, über unsere Souveränität zu verfügen und unser Territorium in einen prospektiven Friedhof zu verwandeln. Wir werden uns nicht ver»kohlen« lassen. Wir werden etwas *tun.*

These:

Die Grundlüge derer, die die Atomrüstung betreiben und die Sowjetrußland dazu gezwungen haben, sich - wie Reagan das formuliert hat - »totzurüsten«, sich also auf den Irrsinn des nuklearen Wettlaufs einzulassen, deren Grundlüge lautet: Durch das atomare Wettrüsten ist der Frieden bis heute erhalten worden.

Durch? Warum durch? Sondern bis heute - trotz. Trotz des Wettrüstens. Wer uns weiszumachen versucht, Bedrohung, also die Situation, in der sogar durch Versehen die Katastrophe eintreten könnte, sei die Bedingung des Friedens gewesen und künftig müßte es auch so bleiben, der ist entweder geistig verwirrt oder ein gewissenloser Hasardeur. Oder - und das ist das wahrscheinlichste - beides gleichzeitig.

Der Spruch, der für uns gilt, der lautet nicht »Si vis pacem para bellum«, sondern »Si *vis pacem para pacem«.*

Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich bei der pausenlosen Steigerung des Waffenarsenals, der Zahl der Raketenköpfe und der Steigerung des Brisanzkoeffizienten um eine Art von Idiotie handelt, ist sehr groß. Denn diese Männer bleiben unfähig einzusehen, daß sie längst einander auslöschen können, daß man nämlich seinen Gegner *nicht töter als tot* machen kann. Und sie verstehen nicht, daß sie in einer Epoche leben, in der der Komparativ nicht mehr gilt. Sie sind - und das gilt natürlich vor allem für die Vereinigten Staaten - durch ihr Konkurrenzdenken endgültig geprägt, also außerstande zu verstehen, daß es *Leistungen geben kann, die steigern zu wollen sinnlos ist - und tödlich.*

These:

Die dauernde Erhaltung - in Wahrheit Steigerung - des sogenannten Gleichgewichts des Schreckens und dessen Bejahung kommt bereits einem *Erstschlag* gleich, denn wer Raketen hat, der verwendet sie durch sein Haben als Erpresser. Diese Tatsache habe ich schon vor einem Vierteljahrhundert ausgesprochen und publiziert. Und ihr, um sie international

einsehbar und benutzbar zu machen, 1960 den lateinischen Wortlaut gegeben: *Habere est adhibere -Haben ist Anwenden.* Diese Formel müßte von jedem, der sich nicht selbst absichtlich idiotifiziert, verstanden werden.

Der östliche Staat, dem die Drohung der Nachrüstung gilt und gegen den die Geräte gemeint sind und eingesetzt werden sollen, sofern er sich nicht brav benimmt (in Reagans oberlehrerhaften Worten: »If he does behave«), der östliche Staat gerät dadurch natürlich in die Versuchung, die ihn bedrohende Gefahr durch gleiche Geräte zu neutralisieren, oder diesen gar zuvorzukommen.

These:

Die im Westen, in England und Frankreich, stationierten Raketen *nicht mitzuzählen, ist eine so absurde Idee,* wenn man eine Zumutung eine Idee nennen kann. Amerika hat noch nicht einmal den leisesten Versuch unternommen, sich irgendeine rational klingende Begründung oder Ausrede dafür auszudenken. Reagan spekuliert einfach darauf, daß die durch die Massenmedien frageunfähig gemachten Millionen die Frage: »Warum eigentlich nicht mitzählen?« nicht stellen. Aber er irrt. Wir stellen die Frage. Und erwarten nicht bloße Reizwörter, nicht bloße Ausrufungszeichen, sondern eine einsehbare Antwort.

Frage:

Der anachronistische und falsch archaische Ausdruck *»Atomschild«* ist als solcher schon eine Lüge. Und eine Lüge ist es, zu behaupten, durch diesen sogenannten Schild sei der Atomkrieg bis heute nicht ausgebrochen. Was vom Wettrüsten gilt, gilt vom sogenannten Atomschild.

In Wahrheit ist der Krieg natürlich *trotz* des angeblich rettenden Schildes nicht ausgebrochen. Wenn ein Kettenraucher 90 wird, dann erreicht er dieses sein hohes Alter nicht durch die Zigarette, sondern trotz dieser. Wenn Reagan, die Iron-Lady oder Herr Kohl glauben, uns einreden zu können, sie hätten uns bis heute vor der Gefahr gerettet, dann halten sie uns zu Narren. Und zwar auf das beleidigendste. Denn die Gefahr eines Angriffes aus dem Osten auf Mittel-oder Westeuropa hat ja effektiv niemals bestanden. Sofern Reagans Angst vor einem Atomangriff der Russen nicht einfach vorgespiegelt ist, handelt es sich um Verfolgungswahn oder eine Ausrottungsbegierde.

Außerdem beweist Reagans Verteufelung des atheistischen Rußlands, die auf den Fundamentalismus der Vereinigten Staaten spekuliert, totale Geschichtsunkenntnis und Ahnungslosigkeit über die wahren Interessen Sowjetrußlands. *Rußland* ist seit dem 18. Jahrhundert, seit Friedrich 11. und Napoleon, *stets Opfer von Aggressionen aus dem Westen gewesen.* Allein in unserem Jahrhundert dreimal. 1914, dann nach dem Ersten Weltkrieg im Baltikum. Das Lied hat stets gelautet: »gen Osten woll'n wir reiten«, nicht auf russisch: »gen Westen woll'n wir reiten«. Und später war Sowjetrußland das Opfer Hitlers. - Und da wagt Reagan, uns zu erzählen, Sowjetrußland giere auf die Eroberung Westeuropas und habe das stets getan. Und da geben sich deutsche Politiker dafür her, die Ignoranz eines Schmierenschauspielers zu unterstützen und ganz Europa der Möglichkeit der Verwüstung zu exponieren?

Fragen und Ratschläge:

Das Bekenntnis zum ausschließlich gewaltlosen Widerstand beweist nicht immer nur Güte und Religiosität. Sondern oft auch Ängstlichkeit. Hätten vielleicht die Völker, in deren Länder Hitler von 1939 an einfiel, gewaltlos Widerstand leisten sollen? Und wenn einige von ihnen es effektiv getan haben (viele haben sich noch nicht einmal dazu bequemt, z. B. die Franzosen unter Laval, die sich auf den »Operettenwiderstand«, genannt »Dröle de guerre«, beschränkten), haben die das vielleicht aus religiösen Motiven getan, als Christen oder Gandhiisten? Hüten wir uns davor, Lavals zu werden! Hüten wir uns davor, Hehler zu werden! Und hüten wir uns schließlich davor, den rechten Moment zu verpassen! Müssen wir unbedingt zu spät kommen? Sollen wir uns erst dann zum effektiven Widerstand entschließen, wenn der halbe Erdteil bereits ermordet ist? *Ist Stillhalten angesichts einer Massenmordvorbereitung grundsätzlich etwas Tugendhaftes? Ist Nachhumpeln oder Zuspätkommen etwas Positives?* Genauso wie heute die Medizin muß die heutige Politik *präventiv* sein. Wirklich präventiv. Nicht so präventiv wie angeblich der Vietnamkrieg gewesen war. Als sei diese damalige Ermordung von Millionen von Asiaten deshalb geschehen, um einer Attacke der Vietnamesen auf Kalifornien rasch noch zuvorzukommen.

Oder *hätten die Vietnamesen,* als Washington den Franzosen den Krieg abnahm, den Amerikanern *gewaltlos Widerstand leisten sollen* ? Hätten sie sich hinlegen sollen und sich aus dem Dschungel forttragen lassen sollen? Und ebensowenig dürfen wir uns darauf beschränken.

»Si vis pacem para pacem«. Wenn Du den Frieden willst, bereite den Frieden vor.

Mahnung:

Wir dürfen nicht nachhumpeln! Nicht mehr mit verschränkten Armen dabeistehen und die Vorbereitung der Katastrophe reglos so angaffen, wie viele Passanten Verkehrsunfälle angaffen, ohne sich einzumischen. Wir haben uns einzumischen. *Einmischung ist nur das gute deutsche Wort für Demokratie.*

Warnung:

Es gibt eine Regierung und Bevölkerung, auf deren immensen Kontinent seit über 100 Jahren - Gott sei Dank - kein Krieg gewütet hatte, die also absolut *erfahrungslos* ist; die die Verwüstung immer nur in der Fremde erlebt oder erzeugt, aber kaum erlebt hat.

Diesen unerfahrenen, vorstellungsunfähigen, vorstellungsunwilligen Männern die Entscheidung darüber zu überlassen, ob wir Millionen Europäer (die ihnen ziemlich schnuppe sind, auch wenn sie trivial und schablonenhaft von sogenannten »abendländischen Werten« reden), ob wir Europäer weiterleben sollen oder nicht, dazu sind wir nicht bereit. Und *Europäer, die dazu bereit sind, das Schicksal unseres Erdteils* und uns, die Millionen Bewohner, und hoffentlich auch künftigen Bewohner Europas, diesen Phantasielosen zur gefälligen Verwendung - das heißt zur gefälligen Verwüstung - zur Verfügung zu stellen, die sind *nicht nur Landesverräter, sondern Erdteilverräter. Und Zukunftsverräter.*

These:

Vor einem Monat hat jemand in Washington über die Sowjetunion gesagt, diese müßte *»decapitated«,* das heißt: *geköpft* werden. Im Osten ist von der Köpfung des Westens niemals die Rede gewesen. *Solche Töne und Ausdrücke hat man seit Himmlers berüchtigtem Lob des Massenmordes in Posen nie mehr wieder gehört.* Der Mann, der diese Worte in den Mund genommen hat, heißt Reagan. Die aber hier mit seinem Munde reden, die treiben uns die Schamröte ins Gesicht. Noch heute denken wir bestürzt an unsere Väter und Großväter, die sich vor genau 50 Jahren mit dem Naziregime gleichgeschaltet hatten. Sollen auch wir uns wieder gleichschalten? Diesmal mit der Befehlszentrale eines anderen Landes, überdies eines, das seine Aggressivität und seine Bedenkenlosigkeit in Hiroshima und in Nagasaki und in Vietnam aufs erschreckendste bezeugt hat? Nein, noch einmal werden wir uns nicht gleichschalten lassen. Und *auf die Göbbels-Frage: » Wollt Ihr den totalen Krieg?« werden wir diesmal nicht ja brüllen, sondern nein! Und nicht nur brüllen, sondern tun. Aber wie?*

These:

Rein verbaler Widerstand: Schreien, rufen und Proteste unterschreiben - das ist natürlich unzulänglich. Aber nicht weniger unzulänglich sind die nur symbolischen Handlungen. Wer sich auf den Asphalt legt, den Toten simuliert und sich wie eine Leiche forttragen läßt, der handelt ebenfalls nicht. Auch er protestiert nur. Statt mit dem Munde eben mit dem Leibe. *Leichenspielen ist so unernst wie das Soldatenspielen von Kindern.* Ein seriöses Handeln findet auch hier nicht statt.

Auch die drei Mädchen, die mir aus Köln schreiben, eine Woche lang würden sie keinen Bissen essen und den Fernseher nicht anrühren, die handeln nicht. Oder richtiger: die glauben an eine ganz irreelle, gewissermaßen »schräge Kausalität«. Denn natürlich gibt es in Wahrheit keinen Wirkungszusammenhang zwischen den Verzichtleistungen, also z. B. zwischen dem nichtgegessenen Schinkensemmel, und den militärischen Schaltstellen jenseits des Atlantiks. Der Glaube an die Effizienz solcher privaten Opfer ist reiner Aberglaube. Solche pseudoreligiöse Hungerei bewirkt nicht das mindeste. *Ihr Effekt besteht lediglich in der Genugtuung über die eigene gute Tat.* Ebensogut hätten die drei Mädchen sich dazu entschließen können, pausenlos nur Schinkensemmeln zu essen. Weder durch das eine noch durch das andere werden sich die militärischen Planer beeindrucken lassen.

Die Verzweiflung derer, die unter allen Umständen etwas tun wollen, und lieber ganz Sinnloses tun als überhaupt nichts, diese Verzweiflung ist mir wahrhaftig nicht unverständlich. Aber obwohl moralisch symbolhaft, bleiben die genannten Aktionen eben bloße Happenings.

Nun erst, zwanzig Jahre seit dem ersten Auftauchen dieser Scheinaktivitäten, verstehen wir, was Happenings eigentlich gewesen sind und sind. Von Anfang an sind sie die desparaten Strampeleien derer gewesen, denen es nicht genug war, sich auf bloß verbales Protestieren zu beschränken, die aber andererseits - teils aus Einsicht in die unbestreitbare Machtüberlegenheit der wirklichen Machthaber, teils aus echt religiösen Hemmungen, teils aus religiös verbrämter Feigheit - nur Scheintaten durchführten. Eine solche Scheintat war z.B. auch der Angriff des hessischen Grünen-Abgeordneten Schwalba-Hoth auf den kommandierenden General Williams, wobei der Täter Blut, das er sich selbst abgezapft hatte, auf die Generalsuniforin spritzte. Diese Aktion ist nicht etwa nur deshalb abzulehnen, weil sie sinnwidrig ist, denn im sog. Ernstfall wird ja kein Opfer den Täter mit Blut bespritzen - die Kain-und-Abel-Situation liegt wahrhaftig hinter uns -, oder deshalb, weil die Tat »zu weit gehe«. Die Aktion ist vielmehr deshalb abzulehnen, weil sie nicht weit genug ging. Weil sie rein symbolisch - weil sie eben ein Happening blieb. *Wir haben die prospektiven Täter tatsächlich daran zu hindern, in den Kreis ihrer prospektiven Opfer zu treten. Wer uns gefährdet der soll das auf eigene Gefahr hin tun müssen.* Es genügt auch

nicht - obwohl das schon einen großen Schritt vorwärts darstellt -, eine kurze Zeit lang eine Anlage wie z. B. Mutlangen zu blockieren. Denn auch das ist, weil ein Intermezzo, etwas Symbolisches. *Unser Mut muß weiterlangen, weiter hinauslangen. Das Zeitalter der Intermezzi hat aufzuhören.*

Die Wirklichkeit hat zu beginnen. Das bedeutet: *Die Blockierung der Zugänge zu den kontinuierlich bestehenden Mordinstallationen muß ebenfalls kontinuierlich stattfinden. Pausenlos.*

Auch Polizisten erfüllen ja ihre Pflicht nicht nur intermezzohaft, um Verbrechen zu verhindern, sondern ständig - und recht haben sie. Das selbe Recht auf Kontinuität haben und beanspruchen wir. Die Zugänge, das heißt die zu den Mordinstallationen führenden Zufahrten, haben wir, u. U. weit von den Installationen entfernt, pausenlos unverwendbar zu machen und zu halten. Damit wir Menschen nicht zerstört werden, haben wir die zu den Installationen hinführenden Straßen ständig zu sabotieren. Ständig.

Wir sind mehr wert als die Tötungsmaschinen.

Das berühmte Gebot im 2. Buch Mose lautet ja nicht »Du sollst Tötungsmaschinen respektieren!«, sondern »Du sollst nicht töten«.

Tötungsmaschinen sind sie aber nicht nur deshalb, weil sie im Land der Gegner Millionen umbringen können, **sondern auch des**halb, weil sie selbstverständlich vom Gegner im Ernstfälle als die ersten Zerstörungsziele zerstört werden würden. Mein Spruch: *»Rampen für Raketen sind Untergangsmagneten«* gilt leider heute wie vor 20 Jahren.

Freunde, Fremde und Feinde, wer nicht mit uns ist, ist gegen sich selbst.

In anderen Worten: Symbole mögen tief sein. Hören wir auf mit Tiefe, seien wir effektiv. Das heißt *nicht* etwa- wenden wir Gewalttätigkeit gegen diejenigen, die die Untergangsgeräte installieren, an. Auch nicht gleich: Zerstören wir diese Zerstörungsgeräte. Sondern - ich wiederhole -: *Zerstören wir die Möglichkeiten, an diese Geräte heranzukommen! Sabotieren wir die Friedenssabotierer!*

Diese Idee ist nicht neu: Laßt mich an eine zurückliegende Aktion - oder richtiger Nichtaktion - aus einer mehr als vierzig Jahre zurückliegenden Zeit erinnern. Da erfuhren die Alliierten die Wahrheit über die Vernichtungslager in Polen. Sofort wurde der Vorschlag gemacht, die Lager zu blockieren, das heißt auf weite Entfernungen hinaus die Schienenwege, die nach Auschwitz, Maidanek usw. führten, zu verbomben und nach ihrer Reparatur von neuem zu zerbomben und unbrauchbar zu machen und durch diese Blockade die Zulieferung neuer Opfer - die Möglichkeit des Weitermordens - zu sabotieren. Was man vorschlug, war also *nicht,* die Lager selbst anzugreifen: denn in diesen hätte man ja Abertausende zu Opfern gemacht.

Nun, durch wessen Intervention dieses leicht durchführbar gewesene Projekt sabotiert worden ist, ist geschichtsnotorisch. Der Saboteur dieses Rettungsprojekts hat sich in der Tat kaum minder mordschuldig gemacht als Hitler und Himmler. Gleichviel wiederholen darf sich diese Sabotage - also diese Unterlassung der Blockade - nicht!

Heute nicht!

Durch uns nicht!

Konkret 11/83, S. 55

Sarah Haffner

Konkret-Extra
Das starke Geschlecht - Über die neue Rolle der Frau

Während Frauen in den vergangenen Jahren immer »menschlicher« geworden sind (sie haben viele, ursprünglich männliche Aufgaben mit übernommen), sind die meisten Männer in ihrer Entwicklung stehengeblieben. Trotzdem blieb die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft weitgehend unverändert, daran hat auch die Frauenbewegung mit Frauengruppen, Frauenbuchläden und Frauenhäusern nicht viel ändern können: Zum Geben und Dienen erzogen, fühlt sie sich dem Mann gegenüber als die Schwächere. KONKRET stellt die These zur Diskussion, daß die Frauen das eigentlich starke Geschlecht sind, jede für sich und nicht nur alle gemeinsam

Das Verhältnis interessante Frauen zu interessanten Männern schätze ich zur Zeit auf etwa sieben zu eins. Seit vielen Jahren fällt mir auf, daß mir ständig Frauen über den Weg laufen, die anregend, vielseitig, aktiv und offen sind - und kaum Männer vom gleichen Kaliber. Es fällt nicht nur mir auf. Freunde und Bekannte (Frauen und Männer), die ich auf das Thema angesprochen habe, bestätigen mir, daß sie die gleiche Beobachtung gemacht haben, die allerdings in Berlin so auffällig ist, daß man sie kaum *nicht* machen kann. Wie es einem mit Beobachtungen so geht , habe ich lange Zeit nur konstatiert, ohne mir über meine Wahrnehmung großartig Gedanken zu machen. Berlin ist ja in vielerlei Hinsicht eine besondere Stadt, und ich nahm einfach an, interessante Frauen seien halt noch eine Besonderheit, so etwas wie eine Berliner Spezialität. Keine Spur.

Vor einiger Zeit bekam ich einen Brief aus New York (übrigens von der Korrespondentin einer angesehenen konservativen westdeutschen Zeitung), die mir, ohne daß ich sie darauf angesprochen hätte, von genau der gleichen Beobachtung in New York berichtete. Sie schreibt: »Es ist eben so viel leichter, nette, bedeutende, herzliche, verläßliche und eben rundum nette Frauen zu finden, und es kommen fortwährend neue dazu und wachsen neue nach, als die entsprechenden Männer. Ich glaube eben einfach, daß unserem Jahrhundert, oder doch der Jahrhundertmitte, die Frauen so viel besser gelungen sind als die Männer. Diese Spezies der sicheren, gelassenen, souveränen und einfühlsamen, kurzum seelisch (und auch sonst) »potenten« Männer, die sich nicht fortwährend in ihre eigene Schwäche flüchten und von gleichrangigen Frauen bedroht fühlen, scheint mir mit der Generation unserer Väter ausgestorben zu sein.«

Dieser Brief war für mich Anlaß, etwas genauer über das Verhältnis von Stärke und Schwäche zwischen den Geschlechtern nachzudenken, und dabei meine eigenen Erfahrungen und die meiner Freundinnen einzubeziehen. Ich selbst habe ein Kind allein großgezogen, und es ist kein Zufall, daß ich viele Frauen kenne, die in der gleichen Lage waren oder sind. Mir fällt auf, wenn ich die Situation dieser Frauen betrachte, daß kaum eine von ihnen für die Kinder ausreichend Unterhalt von ihrem Mann bekommt. Die Statistik belegt diese Beobachtung: Nur siebzehn Prozent des globalen Nettoeinkommens der geschiedenen Mütter in der Bundesrepublik und Westberlin kommen aus Unterhaltszahlungen.

Die Zahlungen sind geringfügig und oft unregelmäßig. Darüberhinaus fällt mir bei meinen Freundinnen auf, daß die Männer sich wenig oder gar nicht um die Kinder kümmern, und wenn, dann fast immer auf der Basis einmal in der Woche. Aber, daß sich Männer im großen und ganzen nicht viel um Kinder kümmern, ist leider wahrhaftig keine neue Erkenntnis. Noch ein dritte Beobachtung: Diese Frauen haben sich nach der Trennung meistens nicht in neue Ehen hineinbegeben. Die Männer sind fast alle wieder verheiratet oder leben mit Frauen zusammen.

Vor einigen Jahren las ich im »Stern« eine Serie über »Die jungen Witwen« und »Die jungen Witwer«. Eine Frage und die Antwort darauf sind mir hängengeblieben, die beiden gestellt wurde, den jungen Witwen und den jungen Witwern. Sie wurden gefragt, ob sie bald wieder heiraten wollten. Tenor bei den jungen Frauen: Das würden sie sich sehr genau überlegen, sie hätten jedenfalls überhaupt keine Eile damit und kämen auch so ganz gut zurande. Tenor bei den Männern: Auf jeden Fall, das müßten sie schon wegen der Kinder tun, bis dahin müßten sie sich eine Haushälterin nehmen. Kein einziger wollte versuchen, Berufstätigkeit und Kindererziehung zu verbinden und zunächst für längere Zeit allein zu bleiben.

Was ich mit all dem zeigen will, ist, daß die traditionellen Geschlechterrollen aufgebrochen sind, und zwar einseitig. Frauen übernehmen mehr und mehr die traditionell »männlichen« Aufgaben, zusätzlich zu den traditionell »weiblichen«. Männer füllen noch nicht einmal die traditionell »männliche« Rolle aus, geschweige, daß sie zusätzlich, bis auf eine verschwindende Minderheit, »weibliche« Aufgaben übernehmen. Sie sind in größerem Maß auf weibliche Unterstützung angewiesen als umgekehrt.

Nun bin ich hier zunächst von der Situation alleinstehender Mütter ausgegangen, und die ist nicht der Normalfall. Zumindest hier noch nicht. In New York sind schon über die Hälfte der Haushaltsvorstände weiblich. Wenden wir uns aber der sogenannten »Normalfamilie« zu, so ergibt sich kein wesentlich anderes Bild. Ich gehe hier zunächst wieder von

eigenen Beobachtungen aus. Ich kenne nur ganz wenige Frauen, die von ihren Männern unterhalten werden, fast alle verheirateten Frauen in meinem Bekanntenkreis sind berufstätig, einige verdienen mehr als ihre Männer. Ich denke hier besonders an zwei Paare, wo jeweils die Frau Ärztin ist und der Mann Schriftsteller. Vor zwei Generationen hätten diese Männer mit der Familiengründung solange warten müssen, bis sie in der Lage gewesen waren, eine Familie zu ernähren. Diese beiden Männer haben aber jung geheiratet, und die Frau hat jeweils im wesentlichen für den Unterhalt der Familie gesorgt. Auch wenn diese beiden sich mehr als die meisten Männer um die Kinder kümmern, sind immer noch die Frauen in erster Linie auch für Kinder und Haushalt zuständig. Diese beiden Fälle sind vielleicht nicht typisch, aber symptomatisch. Ich möchte hier noch eine symptomatische Aussage eines Bekannten referieren. Er sagt, daß er seine langjährige Freundin nicht heiraten will, weil er nicht in die Lage kommen möchte, sie finanziell zu versorgen. Hier also die entschiedene Weigerung, die herkömmliche Männerrolle zu übernehmen, während Frauen schon zu mehr als zwei Dritteln Frauen- und Männerrolle verbinden. In Berlin sind 69 Prozent der verheirateten Frauen unter 50 Jahren berufstätig. Das Bild des »Pater familias«, der zumindest finanziell für die Familie verantwortlich ist, ist also im Aussterben. Die Bereitschaft von Männern, andere Aufgaben in der Familie zu übernehmen, ist aber nach wie vor gering. Kinder und Haushalt sind noch immer Frauensache. Helge Pross stellte 1978 in ihrer Untersuchung »Die Männer« fest: »Fast zwei Drittel der Männer, die hier zu Wort kommen, sind Väter. Unter ihnen überwiegen solche mit einem Kind und mit zwei Kindern. Knapp ein Viertel hat drei oder mehr Kinder. Die Mehrheit berichtet und urteilt also aufgrund eigener Erfahrungen als Vater über die Vaterrolle, die Mehrheit spricht über die Praxis des gegenwärtigen Alltags: sie habe ein Kind oder mehrere Kinder bei sich im Haushalt. Fast alle sind verheiratet und leben mit der Ehefrau zusammen ... Alle gingen bereitwillig auf Fragen nach der Rolle des Vaters ein. Auffallend war allerdings, daß sie sich nicht gerade inspiriert dazu äußerten. Die Mutteraufgaben wurden ausführlich und engagiert behandelt, die Aufgaben des Vaters karg und distanziert. In den Gruppen war man sich einig, es sei gut für einen Mann, Kinder zu haben, aber regelmäßig fügte irgend jemand hinzu, viele Gedanken mache er sich darüber nicht, und blieb unwidersprochen. Auch die Frage, ob und warum man Kinder wolle, stieß kaum auf Interesse. Soweit überhaupt Gründe angegeben wurden, bezogen sie sich meist auf ein Verlangen, nachdem Tod fortzuleben.«

Die erschütternde Beziehungslosigkeit, die in diesem Zitat deutlich wird, geht auch aus einer Notiz hervor, die vor einiger Zeit durch die Presse ging: Amerikanische Ehemänner, die von ihren Frauen verlassen worden waren und sie suchen ließen, konnten in vielen Fällen noch nicht einmal die Augenfarbe angeben.

Wenn ich hier von »den Frauen« und »den Männern« schreibe, so bin ich mir darüber im klaren, daß dies eine Vereinfachung und Generalisierung darstellt, von der es sicher auf beiden Seiten Ausnahmen gibt. Aber die Aussagen gelten jeweils für die große Mehrzahl bei den beiden Geschlechtern.

Die Frauen und Männer, um die es hier geht, sind in den vierziger, fünfziger- und sechziger Jahren großgeworden, sie sind also nach dem klassischen Rollenklischee erzogen. Grob gesagt haben also die Frauen gelernt, auf andere einzugehen, Bedürfnisse anderer zu erkennen und zu befriedigen, sich selbst unterzuordnen und als die Schwächeren zu empfinden. Ähnlich generalisiert haben die Männer gelernt, sich selbst als den Mittelpunkt, als stark, fähig und überlegen zu sehen, Gefühle zu verdrängen und die eigenen Bedürfnisse als vordringlich wahrzunehmen. Auf eine ganz knappe Formel reduziert, heißt das, daß die Frauen das Prinzip des Gebens, die Männer das des Nehmens gelernt haben. Die Psychotherapeutin Jean Baker Miller schreibt in ihrem Buch »Die Stärke weiblicher Schwäche«: »In der Behandlung sprechen Frauen oft sehr viel länger und ausführlicher über das Geben, als Männer dies tun. Frauen fühlen sich ständig mit Fragen des Gebens konfrontiert. Gebe ich genug? Kann ich genug geben? Warum gebe ich nicht genug? Oft entwickeln sie tiefe Besorgnis, was dies wohl über ihren Charakter aussagen müsse. Sie sind bestürzt, wenn sie das Gefühl haben, nicht Gebende zu sein. Fragen sie sich, was geschehen würde, wenn sie aufhörten zu geben, ja überhaupt daran dächten, nicht zu geben? Diese Vorstellung ist beängstigend, und die Folgen sind zu schrecklich, als daß man sie auch nur in Erwägung ziehen möchte. Außerhalb der medizinischen Sphäre wagen die meisten Frauen eine derartige Möglichkeit nicht einmal anzusprechen.

Im Gegensatz dazu taucht die Frage, ob er ein Gebender sei oder genug gebe, in der Selbstbeschreibung des Mannes nicht auf. Nur wenige Männer glauben, daß Geben in ihrem Ringen um Identität eine vordringliche Rolle spielt. Sie sind mehr mit dem 'Tun' beschäftigt. Bin ich ein 'Tatmensch'? Werde ich dem speziellen Image eines solchen gerecht? Zwar mag seine Berufstätigkeit dazu führen, daß er der Familie finanziell etwas gibt, aber diese Art des Gebens hat eine andere Bedeutung. Sie ist nicht integraler Bestandteil des Selbstbildes, nach dem ein Mann strebt. Tatsächlich stellt bei ihm die Einschätzung, er gebe zuviel, eher so etwas wie eine Minderung dar, als sei er ein bißchen zu weich, irgendwie ein Schwächling.«

Gerade der letzte Satz scheint mir besonders wichtig. Wenn man Geben mit verantwortungsbewußtem Handeln gleichsetzt, hieße das, daß zu viel Verantwortungsbewußtsein in den Augen vieler Männer eine Schwäche darstellt. Noch etwas anderes fällt mir auf: Jemand, der sich auf das »Tun« beschränkt und daher notwendig erwartet, von anderen, von Frauen umsorgt zu werden, bleibt emotional auf der Stufe des Kindes, das die Mutter braucht. Merkwürdige Paradoxien tun sich hier auf. Im Mythos der Männergesellschaft werden Männer als verantwortungsbewußt, Frauen als kindlich und abhängig

dargestellt. Eine glatte Umkehrung der Tatsachen, sieht man von der finanziellen Abhängigkeit ab, und hier wird klar, wie sehr die Berufstätigkeit von Frauen das Selbstwertgefühl des Mannes bedroht. Nicht nur wird die Frau finanziell weniger abhängig oder ganz unabhängig, sie zeigt auch, daß sie nicht weniger fähig ist als er, und dazu bekommen er und die Kinder nicht mehr ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. Aber nicht nur die Berufstätigkeit von Frauen bedroht Männer in ihrem Selbstwertgefühl, sie wird sogar von manchen dann als Entlastung akzeptiert, wenn die Frau einer weniger angesehenen Arbeit nachgeht und weniger verdient, was die gesellschaftliche MannFrau-Hierarchie natürlich fördert und die familiäre Hierarchie bewahrt; dann kann sich aber der Mann auf ähnliche Weise bedroht fühlen, wenn die Frau auf andere Art beginnt, sich zu emanzipieren, zum Beispiel indem sie sich einer Frauengruppe anschließt oder auch nur öfters allein ausgeht.

Auf diese und andere Emanzipationsbemühungen reagieren die meisten Männer mit Angst und Unsicherheit. In einer Vortragsreihe ü er »Reaktionen des Mannes auf die sich befreiende Frau«, die er zur Zeit an der Lessinghochschule hält, beschreibt der Berliner Psychotherapeut Dr. Wilfried Wieck vier typische Verhaltensweisen des Mannes, wenn er seine Vormachtstellung bedroht sieht, wenn die Frau Ansätze macht, ihm als Besitz verlustig zu gehen und selbständig zu werden, wobei diese Reaktionen getrennt oder kombiniert auftreten können. Es sind physische Gewalt; der Versuch, der Frau Schuldgefühle zu machen; das Demonstrieren von Leiden; das beleidigte Sich-Zurückziehen, auf Distanz gehen oder in extremen Fällen das Sich-Fallenlassen in Depressionen und Apathie.

Alle vier Verhaltensweisen haben das Ziel, den Ausgangsstatus wieder herzustellen, und alle vier, auch die physische Gewalt, sind ein Ausdruck von Schwäche. Es gibt eine kleine Minderheit von Männern, die mit Einsicht und Verständnis reagiert, die bereit ist, die Bedürfnisse der Frau als berechtigt anzuerkennen oder sogar zu unterstützen, die Mehrzahl reagiert mit dem Ausdruck von Schwäche. Männer sind auf die gebende, die angeblich schwache Frau angewiesen, um sich als stark zu empfinden. Und diese sogenannte Stärke bricht in sich zusammen, der Mann entpuppt sich als Schwächling, wenn die Frau seine Bedürfnisse nicht als vordringlich anerkennt, sondern eigene Bedürfnisse wahrnimmt und auslebt.

Die Stärke der Frau besteht aber aus sich heraus. Die Frau ist auf den schwachen Mann nicht angewiesen, um stark zu sein. Das heißt absolut nicht, daß Frauen keine emotionalen Bedürfnisse haben, aber die beschränken sich nicht, wie viele Männer zu meinen scheinen, auf das Geben-Wollen.

Frauen lernen qua Erziehung, auf andere einzugehen, Gefühle wahrzunehmen und zu äußern, eigene Bedürfnisse zurückzustecken. Was passiert nun mit Frauen, wenn sie eigene Bedürfnisse nicht zurückstecken, wenn sie anfangen, sich zu verselbständigen? Ich möchte hier Frauen nicht idealisieren, und es gibt durchaus auch das Muster der Konkurrenz, des sich gegenseitig Ausstechens, des Egoismus. Das sind Verhaltensweisen, die in den Institutionen dieser Gesellschaft, so wie sie jetzt geprägt sind, gefördert und gefordert werden, und es ist durchaus nicht so, daß Frauen samt und sonders gegen diese Verhaltensweisen gefeit sind.

Wenn ich aber meine Freundinnen ansehe, vor allem die alleinstehenden Mütter, von denen ich am Anfang sprach, dann scheint es mir, daß sie sich auf das Androgyn hinbewegen: sie gewinnen zu den anerzogenen Fähigkeiten und den als »weiblich« definierten Verhaltensweisen der Einfühlung und Kooperation bisher als »männlich« definierte Fähigkeiten und Verhaltensweisen der beruflichen Kreativität, der Entscheidungskraft und des selbständigen Handelns dazu. Aber sie beziehen in ihrer beruflichen Arbeit die »weiblichen« Qualitäten der Berücksichtigung von Gefühlen und des Eingehens auf andere ein, während sie bei ihren Kindern Vater- und Mutterrolle zugleich übernehmen, sie ernähren und großziehen, sich allein um ihr körperliches und seelisches Wohl kümmern. Diese Frauen bewegen sich also in Richtung auf den »Gesamtmenschen« , und was vor allem an ihnen auffällt, ist ihre Lebendigkeit und ihre Stärke.

Diese Entwicklung fällt mir am deutlichsten bei alleinstehenden Frauen auf, aber sie ist auch bei vielen verheirateten Frauen nicht zu übersehen, wobei das Bewußtsein der eigenen Stärke, das Gefühl, sich auf sich selbst verlassen zu können, mir bei verheirateten Frauen im großen und ganzen geringer ausgeprägt zu sein scheint.

Die Emanzipation von Frauen führt bei Männern überwiegend zum »Flüchten in die eigene Schwäche«, wie meine New-Yorker Freundin es ausdrückte. Nur eine verschwindende Minderheit von Männern übernimmt bisher als »weiblich« definierte Aufgaben. Hierzu bemerkt der Senatsbericht über die Situation von Frauen in Berlin von 1981: »Alle neueren Untersuchungen über die Verteilung der familiären Aufgaben bestätigen immer wieder, daß sich an der tradierten Rollenverteilung in der Familie, die der Frau die Verantwortung und die Wahrnehmung familiärer Aufgaben zuweist, kaum etwas verändert hat, und zwar relativ unabhängig davon, ob die Frau erwerbstätig ist oder nicht.« Dagegen geben Männer teilweise und manchmal ganz die bisher als »männlich« definierte Aufgabe der Ernährung der Familie an Frauen ab. Sie bleiben auf die emotionale Unterstützung der Frau angewiesen und entwickeln selbst kaum neue Fähigkeiten der Wahrnehmung von Gefühlen und des Eingehens auf die Bedürfnisse anderer. Im Gegenteil, sie versuchen manchmal mit Gewalt, die herkömmliche Situation wieder herzustellen. Sie lernen im großen und ganzen nicht viel dazu, eher umgekehrt.

Frauen übernehmen teilweise und manchmal ganz die bisher als »männlich« definierten Aufgaben, entwickeln dabei neue Fähigkeiten und Kenntnisse, ohne meistens die ihnen anerzogenen Fähigkeiten aufzugeben. Sie sind in der Lage, Berufstätigkeit, Kindererziehung und Haushalt allein zu bewältigen und wachsen dabei als Persönlichkeiten in eine Richtung, die sich auf das »Androgyn« hinbewegt. Insgesamt sind die Frauen als Geschlecht im Aufbruch. Die Männer treten mehr oder weniger auf der Stelle.

Natürlich ist an dieser Entwicklung die Frauenbewegung nicht unbeteiligt, aber ich glaube, Kritik an der Frauenbewegung ist dringend notwendig, wenn die konstatierte positive Entwicklung für Frauen nicht rückgängig gemacht werden soll.

Die Frauenbewegung begann in der anti-autoritären Bewegung der sechziger Jahre. Auf dem Frankfurter Kongreß des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes im September 1968 begehrten Frauen dagegen auf, »daß man einen bestimmten Bereich des Lebens vom gesellschaftlichen abtrennt, ihn tabuisiert, indem man ihm den Namen Privatleben gibt«. Sie klagten die studentischen Genossen an, den Widerspruch zwischen ihrem Befreiungsanspruch und patriarchalischem Verhalten zu verdrängen, und forderten sie auf, diese Konflikte gemeinsam mit den Frauen anzugehen. Die Versuche, die Konflikte in die linke Bewegung hineinzutragen, scheiterten. Die Ansprüche der Frauen wurden nicht ernst genommen, vielfach sogar verspottet als Ablenkung vom »eigentlichen« politischen Kampf. Die Frauen zogen sich zurück, um in praktischer Arbeit ihre Probleme anzugehen. Sie gründeten Kinderläden, in denen Kinder möglichst frei erzogen und gleichzeitig Mütter von ihren Kindern entlastet werden sollten, und organisierten sich dann, ab 1970, in den ersten Frauenzentren. Dies war der Beginn der autonomen Frauenbewegung.

Der Sinn der Autonomie lag darin, wie es damals hieß, »sich für die Konfrontation mit den Männern zu stärken.« Dies war auch zu der damaligen Zeit eine zwingende Notwendigkeit. Erst als sie unter sich waren, war es vielen Frauen möglich, sich offen miteinander auszusprechen. Im Austausch von Erfahrungen erkannten sie die Gemeinsamkeit ihrer Probleme und deren politische Ursachen. Trotzdem muß man festhalten, daß die Frauenbewegung mit einem Bewußtsein der Schwäche begann, das sie bis heute nicht verlassen hat. Von einer »Konfrontation mit den Männern« hört man nichts mehr, der Autonomie-Gedanke hat sich bei großen Teilen der Frauenbewegung verselbständigt. Trotz des Bewußtseinswandels in der Öffentlichkeit, den die Frauenbewegung auch erreicht hat, wurde immer wieder ein Gefühl von Schwäche erzeugt.

Der Anfang der siebziger Jahre war die Zeit der ersten großen Abtreibungskampagne. Und der allgemeine Slogan in dieser Kampagne hieß »Frauen gemeinsam sind stark«. Nun hätten die Frauen natürlich nie etwas erreicht, wenn sie sich nicht zusammengeschlossen hätten, aber dieser Slogan impliziert unterschwellig, daß Frauen einzeln schwach sind, was, wie wir gesehen haben, nicht der Fall ist.

Die Mitte der siebziger Jahre brachte eine Flut von Frauenprojekten: Frauenzeitschriften, Frauencafes, Frauenbuchläden, zu denen bekanntlich Männer keinen Zutritt haben. Nun will ich nicht leugnen, daß es für Männer möglicherweise ganz heilsam sein kann, einmal die Erfahrung zu machen, daß sie selbst irgendwo nicht zugelassen sind. Dies ist aber gar nicht der Grund, aus dem ihnen der Zutritt zu Frauenbuchläden verwehrt wird. Es heißt vielmehr, daß verhindert werden soll, daß Frauen im Buchladen von ihren Ehemännern oder Freunden bevormundet werden. Die einzelne Frau soll also zu schwach sein, sich gegen Bevormundung zu wehren, und dies sogar dann, wenn sie von anderen Frauen umgeben ist, die sie unterstützen können.

In diese Zeit fielen auch die Aufklärungskampagnen über Frauenmißhandlung und Vergewaltigung und die Eröffnung der ersten Frauenhäuser. Diese Kampagnen waren dringend notwendig, und die hundertzwanzig Frauenhäuser, die es in der Bundesrepublik und Westberlin gibt, reichen sicher noch lange nicht aus. Trotzdem wurde bei vielen Frauen das Gefühl verstärkt, unter ständiger Bedrohung zu leben, gegen die sie keine Möglichkeit haben, sich zu wehren, außer durch Flucht. Ja, es wurde sogar gesagt, daß die körperliche Überlegenheit des Mannes die Grundursache der Frauenunterdrückung überhaupt sei, womit der Kampf gegen Unterdrückung ad absurdum geführt wird, denn die größere Körperkraft des Mannes ist eine gegebene Tatsache, die ja wohl kaum abzuschaffen ist.

Physische Gewalt ist eine der Verhaltensweisen, mit denen Männer auf die Verselbständigung der Frau reagieren. Es ist *nicht* eine Frage der Körperkraft, ob ein Mann prügelt und ob eine Frau geprügelt wird. Ich selbst war damals an der Aufklärungskampagne über Frauenmißhandlung beteiligt. In dem Fernsehbericht, den ich damals zu diesem Thema machte, habe ich eine Frau interviewt, die sich nach fortgesetzten schweren Mißhandlungen zum erstenmal entschieden wehrte: Sie schlug eine große Kanne kaputt und zog den abgebrochenen zackigen Griff dem Mann durchs Gesicht. Der Mann war am nächsten Tag verschwunden und kam nie wieder. Später, als ich im Frauenhaus arbeitete, kam eine Frau rein, bei der ich mich schon bei der Aufnahme wunderte, daß sie geprügelt worden war. Sie war ungefähr 1,80 Meter groß und kräftig . Sie erzählte mir, daß ihr Mann in Kreuzberg einen Zeitungskiosk habe und sagte mir auch die Straße. Eines Tages, als ich in der Gegend war, ging ich neugierig dahin, in der Erwartung, einen Hünen vorzufinden. Zu meiner Überraschung war der Mann fast einen Kopf kleiner als seine Frau und nicht besonders muskulös. Bei dieser Frau war es also nicht die mangelnde Körperkraft, sondern *das Bewußtsein* von Schwäche, das sie davon abgehalten hat, sich zu wehren.

Auch finanzielle Abhängigkeit ist nicht der Grund, warum Frauen sich nicht wehren. Ich habe mehrere Frauen kennengelernt, die vom Mann finanziell unabhängig waren, manchmal sogar die ganze Familie ernährten und trotzdem geschlagen wurden. Der Marx'sche Satz »Das Sein bestimmt das Bewußtsein« verkehrt sich also hier ins Gegenteil: »Das Bewußtsein bestimmt das Sein.« Das Bewußtsein von Schwäche, der verinnerlichte Mythos der männlichen Überlegenheit, ist die Ursache von Unterdrückung. Und von diesem Bewußtsein müssen sich Frauen befreien.

Die Frauenbewegung hat aber von Anfang an aus diesem Bewußtsein heraus agiert. Der feministische Separatismus ist im Grund ein Eingeständnis von Schwäche, ein Ausweichen vor Konfrontationen. Hinzu kommt, daß sich die Frauenbewegung im großen und ganzen eher klagend und anklagend verhält als kämpferisch. Der Mann wird über alle Maßen dämonisiert: ein Popanz aus Gewalt und Bösartigkeit - und dabei ist er in den allermeisten Fällen doch nur eine Flasche. Männer selbst wissen dies offenbar besser als Frauen. In der von Männern gemachten Sprache gibt es keine weibliche Entsprechung zu dem Wort »Schwächling«.

Weit entfernt davon, Frauen die Schwäche des Mannes und ihre eigene Stärke bewußt zu machen, treibt der Separatismus der Frauenbewegung in den letzten Jahren aber solche absonderlichen Blüten, daß man sich fragen muß, was damit eigentlich überhaupt noch erreicht werden soll. Nach einer Periode, in der die totale Abwendung vom Mann und die Hinwendung zum Lesbiertum als einzige Möglichkeit der Befreiung von sogenannten »Radikalfeministinnen« propagiert wurde, gibt es nun plötzlich eine Mystik der »Neuen Weiblichkeit« mit Stillgruppen, Mutterglück und Mondmenstruation. Was an dieser Weiblichkeit neu sein soll, ist mir absolut schleierhaft. Es ist kaum zu glauben: Teile der Frauenbewegung betreiben in der Wirtschaftskrise das Geschäft der CDU.

Zum Glück gibt es auch Frauengruppen in Betrieben, Sendern, Schulen und Universitäten, aber es muß uns klar sein, daß wir unsere gesammelte Kraft brauchen werden und keinen Firlefanz wie Stillgruppen gebrauchen können, wenn wir das Roll-back aufhalten wollen, das jetzt begonnen hat. Bei VW werden jetzt schon keine verheirateten Frauen eingestellt. Die Emanzipation der Frau aber steht und fällt mit ihrer Berufstätigkeit. Ich erinnere daran, daß Frauen in diesem Jahrhundert schon zweimal wieder an den Herd geschickt worden sind, nachdem sie in den Kriegen mehr oder weniger allein alles in Gang gehalten haben. Wenn wir uns jetzt nicht entschieden wehren, stehen uns neue fünfziger Jahre bevor. Was das heißt, verdeutlicht die Gebrauchsanweisung für einen Bosch-Kühlschrank von vor rund fünfundzwanzig Jahren. Aus dem Abschnitt »Reinigung des Bosch-Kühlschranks«:

»Also das ist doch allerhand«, sagte meine Frau, als sie die Überschrift las. »Das sieht ja gerade aus, als hättest Du es nötig, uns Frauen zur Sauberkeit zu erziehen.« »Wir wollen hier gar nicht persönlich werden«, entgegnete ich. »Es geht ja auch nicht darum, den Leserinnen zu sagen, *daß* man den Kühlschrank sauberhalten muß (denn das ist selbstverständlich), sondern wie man es zweckmäßig macht.« Also: erst Kühlschrank ausschalten, dann Schrankinneres und Traggitter mit lauwarmem Wasser, ggf. mit geringem Zusatz eines löslichen und nicht kratzenden Reinigungsmittels (z.B. Imi), auswaschen, mit klarem Wasser nachwaschen, trockenwischen und kurz lüften. ... Bitte den Schrank nicht überschwemmen. .

Verdampfer (so nennt man den eigentlichen Kältespender) nur dann mit lauwarmem Wasser und weichem Lappen vorsichtig reinigen, wenn - was eigentlich nicht vorkommen sollte - Speisereste festgefroren sind.

Die Türdichtung sei Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfohlen. Sie ist vor Fett unbedingt zu schützen, denn es zersetzt den Gummi. »Sag mal«, fragte meine Frau, »wieso soll denn ausgerechnet Fett an den Gummi kommen?« »Durch Deine eigenen Hände, meine Liebe: Du hast, wie ich bemerkt habe, die Gewohnheit, die Tür am Griff nur ein wenig zu öffnen und dann durch Anfassen am Rand vollends aufzumachen. Es wäre gut, wenn Du Dir das abgewöhnen würdest, denn eine neue Türdichtung kostet Geld.«

Das sieht ziemlich komisch aus, aber wer das nicht miterlebt hat, kann sich den patriarchalischen Mief der fünfziger Jahre ja wohl kaum vorstellen. Und machen wir uns nichts vor: Das hätten die meisten Männer am liebsten wieder. Schon ist in der Öffentlichkeit davon die Rede, daß die CDU die dürftige Abtreibungsreform von 1976 wieder rückgängig machen will. Schon ist von einem albernen Erziehungsgeld die Rede, um Frauen wieder ins Haus zu locken (und auch hier haben Teile der Frauenbewegung mit der Forderung nach Lohn für Hausarbeit der CDU die Hand gereicht). Wenn wir jetzt nicht sehr aufpassen, könnte alles, was in den vergangenen zehn, zwölf Jahren für Frauen erreicht worden ist, ziemlich schnell wieder zurückgenommen werden.

Als Kampfform, die in Betracht käme, um Widerstand zu leisten, fällt mir das klassische Kampfmittel der Arbeiterbewegung ein: Streik. Dieser Gedanke ist nicht so abwegig, wie er zunächst vielleicht scheinen mag. Einen Frauenstreik hat es schon einmal gegeben, allerdings nur einen eintägigen: am 24. Oktober 1975 traten Islands Frauen in den Streik. Die »Frankfurter Rundschau« über die Auswirkungen dieses Ausstands: »Zum Beweis ihrer Unentbehrlichkeit in der Wirtschaft und im öffentlichen Leben ihres von rund 220.000 Einwohnern besiedelten Landes traten die Frauen des nordeuropäischen Inselstaates Island am Freitag in einen Streik. ... Die Folge des Streiks war verheerend. Väter erschienen

mit ihren Sprößlingen am Arbeitsplatz; denn auch die Kindergärten hatten geschlossen, und die Hausfrauen hatten sich einen freien Tag genommen. Auch wer ins Theater gehen wollte, hatte Pech, die Schauspielerinnen unterstützten den Ausstand. ... Nutznießer des Streiks waren vor allem ein großer Teil der isländischen Schulkinder; denn 65 Prozent der Lehrkräfte auf der Insel sind Frauen. Die Rundfunkstationen überstanden den Streiktag dagegen ohne größere Schwierigkeiten - alle Meldungen wurden von Männern verlesen. Wesentlich abhängiger von der Arbeitskraft der isländischen Frauen scheinen dagegen die Zeitungen de s Landes zu sein, von denen wegen des Frauenstreiks nicht eine einzige erscheinen konnte.

Die isländischen Frauen bezeichneten ihren Streik als Unterstützung des von den Vereinten Nationen für gleiche Rechte gegenüber dem Mann ausgerufenen Jahres der Frau. ... Der Erfolg der Aktion, der vor allem den Telefondienst, das Bankgewerbe und den Verkauf in den Geschäften zum Erliegen brachte, ist bereits sicher. Die Solidarität der isländischen Frauen war groß - 90 Prozent der Isländerinnen folgten dem Streikaufruf.

Ein vollständiger Überblick über die Folgen des Ausstands ließ sich allerdings am Freitag noch nicht gewinnen. Dazu wären zahlreiche Telefongespräche notwendig gewesen, und die konnten eben nicht geführt werden, weil in der Telefonvermittlung der isländischen Hauptstadt Reykjavik vorwiegend Frauen tätig sind.

Am Freitagnachmittag fand in der Hauptstadt des Landes eine große Kundgebung statt, an der Zehntausende von Frauen teilnahmen.«

Der Gedanke an einen größeren Frauenstreik scheint mit zumindest zum jetzigen Zeitpunkt, wo Frauen um ihren Arbeitsplatz noch mehr bangen müssen als Männer, doch etwas unrealistisch. Merkwürdigerweise bringt die jetzige Krise, die eine strukturelle und nicht eine zyklische ist, aber auch für Frauen eine Chance. Im Zusammenhang mit der Arbeitslosigkeit scheint die zunehmende Arbeitszeitverkürzung unausweichlich. Ich glaube, es wäre unklug, wenn Frauen sich zu sehr in die Diskussion um Wochen- oder Lebensarbeitszeitverkürzung einmischen würden, die jetzt in den Gewerkschaften geführt wird. Wir könnten damit das Gegenteil von dem erreichen, was wir wollen. Es zeichnet sich auch so aufgrund der Situation in der Rentenversicherung eine Entscheidung für die wöchentliche Arbeitszeitverkürzung ab, und das kann uns nur recht sein, denn nur dann besteht die Möglichkeit, daß Männer endlich anfangen, sich in größerem Ausmaß um familiäre Aufgaben zu kümmern. Das heißt nicht, daß ich der Ansicht bin, daß Frauen sich nicht in Gewerkschaften organisieren sollen. Zumindest ihren Beitrag sollten sie zahlen, damit sie gegebenenfalls Rechtsberatung, Rechtsschutz, Streikgeld und andere gewerkschaftliche Leistungen in Anspruch nehmen können. Nur: Frauenrechte direkt in Gewerkschaften oder Parteien durchsetzen zu wollen, halte ich nach wie vor für ziemlich illusorisch.

Viel erfolgversprechender scheinen mir die Frauengruppen in Betrieben, Schulen, Sendern oder kulturellen Verbänden zu sein. Frauen müssen sich verstärkt dort organisieren, wo sie ihre Rechte durchsetzen können, wo jüngere Frauen und Arbeiterfrauen erreicht werden, die dann selbst aktiv werden können. Wir müssen das Ziel anpeilen, die Gesellschaft in allen Gliederungen mit einem Netz von Frauengruppen zu durchziehen, die am jeweiligen Ort, in Konfrontation mit den dortigen Männern, Druck machen.

Pessimismus, was die Wirksamkeit dieser Gruppen anlangt, ist absolut nicht angebracht. Betriebliche Frauengruppen haben jetzt schon in mehreren Fällen unter Inanspruchnahme gewerkschaftlichen Rechtsschutzes das Recht auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit durch Klage beim Bundesarbeitsgericht durchgesetzt. Und um ein anderes Beispiel aus meinem eigenen Bereich zu nennen: An der Hochschule der Künste in Berlin hat die Fraueninitiative im vorigen Jahr ein Frauensymposion ausgerichtet und damit auf die Arbeit und ihre Situation an der Hochschule aufmerksam gemacht. Diese Öffentlichkeitsarbeit zeigt bereits Wirkung. Eine Beauftragte für Frauenfragen, von der Initiative mit eindringlicher Begründung gefordert, ist vom akademischen Senat gebilligt. Seit kurzem besteht das oberste Gremium der HdK, das Konzil, zu mehr als der Hälfte aus Frauen, obwohl sie im Lehrkörper deutlich unterrepräsentiert sind. Dies alles ist nur der Fraueninitiative zu verdanken, und diese Initiative besteht erst seit einem Jahr.

Die wöchentliche Arbeitszeitverkürzung birgt die Möglichkeit in sich, daß Männer beginnen, sich auch um Kinder und Haushalt zu kümmern. Was ist aber, wenn sich herausstellt, daß sie sich auch dann noch drücken? Da zeichnet sich jetzt schon so etwas wie ein schleichender Frauenstreik ab. Die Scheidungsziffern steigen ständig, in Berlin werden 50 Prozent aller Ehen wieder geschieden, und in über zwei Dritteln aller Fälle geht der Antrag von der Frau aus.

In absoluten Zahlen gibt es in Berlin fast doppelt so viel geschiedene Frauen wie Männer. Daraus ist zu schließen, daß Männer häufiger heiraten als Frauen. Daraus ist aber auch zu schließen, daß viele Frauen das Alleinleben der traditionellen Ehe vorziehen. Sie haben das Sklavendasein nicht nötig. Wie ich aber weiter oben dargelegt habe, sind Männer auf die emotionale Unterstützung der Frau angewiesen. Noch finden sie offensichtlich Frauen, die bereit sind, zu ihren Bedingungen mitzumachen. Es fragt sich nur, wie lange noch. Nach einer Wiener Studie von 1977 werden im Jahr 2000, wenn die jetzige Entwicklung anhält, die Scheidungsziffern für europäische Ehen bei 85 Prozent liegen. Und in allen industrialisierten Ländern sind es mehrheitlich die Frauen, die die Ehe aufkündigen. Wenn Männer nicht allein bleiben

wollen, was sie offensichtlich sehr schlecht verkraften können, werden sie sich ändern müssen. ch möchte hier eine kleine Idylle einschieben. Es ist das Jahr 2050. Unterschiede zwischen Mädchen- und Jungenerziehung gibt es nicht mehr. Unterschiede in den Erwartungen, wie sie ihr Leben führen werden, für Mädchen und Jungen auch nicht. Alle werden später einen Vier-Stunden-Arbeitstag haben, und alle werden sich an Kindererziehung, gemeinschaftlichen Aufgaben und Haushalt beteiligen. Die ganz Alten reden manchmal davon, wieviel zufriedener die Menschen geworden sind und wieviel besser sie miteinander auskommen als früher. Sie erzählen von der Zeit, als sie klein waren. Ihre Väter haben sie fast nie gesehen, oder sie sind überhaupt von der Mutter allein aufgezogen worden. Und die Mütter haben ihnen beigebracht, daß man einen Beruf ausüben und sich um andere Menschen kümmern kann. Wie unterschiedlich die Menschen doch jetzt seien, jede Frau und jeder Mann könne sich jetzt da oder dort nach eigenem Interesse mehr einsetzen, und oft seien es gerade die Väter, die sich besonders liebevoll den Kindern widmeten. Ihre eigenen Großeltern hätten noch gesagt, das könnten Männer gar nicht. Das hätten sie mal sehen müssen!

Schöne Utopie. Aber werden unsere Kinder oder Enkel das erleben? Noch haben wir es mehrheitlich mit Männern zu tun, die dazu erzogen sind, Gefühle zu verdrängen und hart zu sein, die sich vor der praktischen Verantwortung für andere Menschen drücken und daher selbst emotional unreif bleiben, die ihre Schwache mit gespielter Stärke oder Gewalt kaschieren.

Zur Verdeutlichung: Der Anteil der Frauen an allen Inhaftierten in Berlin liegt bei fünf Prozent. Von den 104 weiblichen Strafgefangenen, die im Mai 1980 eine Gefängnisstrafe verbüßten, saßen vier wegen Körperverletzung und neun wegen Mordes oder Totschlags. Der Berliner Senatsbericht bemerkt: »Entsprechende Vergleichswerte für Männer können nicht mitgeteilt werden, da die große Zahl der männlichen Gefangenen eine Auswertung der Personalakten unmöglich machte.« Und diese Zahl ist, wie wir alle wissen, ohnehin nur die Spitze eines Eisbergs.

Die Zeugnisse männlicher Beziehungslosigkeit und Kälte prägen das Bild unserer Städte, in denen Kinder keinen Platz haben. Das männliche Prinzip des Nehmens drückt sich aus in der Ausbeutung und Vergewaltigung der Natur. Das verantwortungslose Geschlecht trägt die gesellschaftliche Verantwortung. Noch haben wir Frieden.

Im Zusammenhang mit der männlichen Zerstörungslust, die ja immer auch Selbstzerstörung beinhaltet, spricht der Psychotherapeut Dr. Wieck vom »Männlichen Masochismus«. Um unser aller Zukunft willen müssen wir Frauen das schwache Geschlecht vor seinem Masochismus bewahren.

Irmtraut Morgner schreibt: »Nur wenn die andere Hälfte der Menschheit, die Frauen, bestimmte, bisher für private Zwecke entwickelte Fähigkeiten und Tugenden in die große Politik einbringt, können atomare und ökologische Katastrophen abgewendet werden. Nur wenn die Männer und die von Männern geführten progressiven Regierungen erkennen, daß sie die Probleme der Weltpolitik und ihre eigenen ohne gewisse Fähigkeiten und Tugenden der Frauen nicht bewältigen und entsprechend handeln, kann der Planet gerettet werden.«

Die Sehnsucht, daß Frauen sie von ihrer Zerstörungslust abhalten, ist auch von Männern geäußert worden. Der Gedanke an einen Frauenstreik ist absolut nicht neu. Er wurde vor über 2000 Jahren zum erstenmal in diesem Zusammenhang geäußert - von einem Mann. In seinem Stück »Lysistrata« läßt der griechische Dichter Aristophanes den Peleponnesischen Krieg zwischen Athen und Sparta von Frauen beenden. Unter der Anführung der Athenerin Lysistrata tun sich die Frauen auf beiden Seiten zusammen und verabreden, sich solange den Männern sexuell zu entziehen, bis sie versprechen, nicht wieder in den Krieg zu ziehen. Die Männer beugen sich dem Streik. Der Krieg wird beendet.

Und eine neuere Männerphantasie zu diesem Thema, das Gedicht »Phantasie von Übermorgen«, stammt von Erich Kästner:

Und als der nächste Krieg begann
Da sagten die Frauen: Nein!
und schlossen Bruder, Sohn und Mann
fest in der Wohnung ein.

Dann zogen sie, in jedem Land,
wohl vor des Hauptmanns Haus
und hielten Stöcke in der Hand
und holten die Kerle heraus

Sie legten jeden übers Knie,

der diesen Krieg befahl:
die Herren der Bank und Industrie,
den Minister und General

Da brach so mancher Stock entzwei.
Und manches Großmaul schwieg
in allen Ländern gabs Geschrei,
und nirgends gab es Krieg.

Die Frauen gingen dann wieder nach Haus,
zum Bruder und Sohn und Mann,
und sagten ihnen, der Krieg sei aus!
Die Männer starrten zum Fenster hinaus
und sahen die Frauen nicht an.

Kästners Übermorgen steht bevor. Aber ganz so einfach, wie er das schreibt, wird es wohl leider nicht sein. Immerhin sind es in einem Land die Frauen, die die Aufmerksamkeit auf sich lenken und damit ziemlich viel erreichen. Seit September 1981 kampieren Menschen auf dem vorgesehenen Gelände für Cruise Missiles in England, Greenham Common. Zunächst waren es Frauen und Männer, aber als sich im Camp die übliche Arbeitsteilung breitmachte, baten die Frauen die Männer, zu gehen und nur noch besuchsweise zu erscheinen. Am 21. März vorigen Jahres gab es auf dem Gelände ein großes Frühlingsfest, zu dem 10.000 Menschen kamen. Am nächsten Tag folgten die ersten Verhaftungen, die seitdem die Kampagne kennzeichnen. Frauen verschwinden für kurze Zeit, um eine Gefängnisstrafe zu verbüßen und kommen dann wieder. Solange nehmen andere Frauen ihre Stelle ein.

Bei einem »Grünen Treffen« der Ökologie- und Friedensbewegung im vorigen Sommer sprachen Männer von »Massenmobilisierungen« in Greenham, um zu verhindern, daß Raketen dort stationiert werden. Das Camp der Frauen sei nicht effektiv, argumentierten sie. Die Frauen erwiderten, es käme nicht auf die Quantität, sondern die Qualität des Protestes an; sie blieben. Im September kam im Camp die Idee auf, an einem Tag das Areal vollständig mit Frauen zu umringen. Die Frauen wählten den 12. Dezember 1982 und rechneten aus, daß sie dazu 9.000 Frauen brauchen würden. Sie verschickten Kettenbriefe, und bangten, daß genug Frauen kommen würden. Es kamen dreißigtausend. Sie umringten das Gelände, hielten sich an den Händen, sangen und hefteten kleine Gegenstände, die für sie Bedeutung haben, an den Zaun, der die Raketenbasis umgibt.

Die Reaktion in der Öffentlichkeit war überwältigend. Diese eine Demonstration der Frauen von Greenham Common hat mehr bewegt und mehr beeindruckt als alle bisherigen Friedensdemonstrationen in England. Die amerikanische Regierung hat die britische Regierung wissen lassen, daß sie es als deren Angelegenheit betrachte, die Basis zu räumen. Die öffentliche Meinung in England ist aber deutlich auf Se iten der Frauen. Nach letzten Meinungsumfragen lehnen 60 Prozent der Bevölkerung die Stationierung von Cruise Missiles ganz ab, 90 Prozent sind dagegen, wenn die amerikanische Regierung allein über den Einsatz dieser Waffen bestimmen kann.

Und noch etwas anderes: Die Männer in der Friedensbewegung, so schreibt der »New Statesman«, sind außerordentlich mißmutig darüber, daß sie von der Führung dieses Massenprotests ausgeschlossen wurden und daß die Taktik der Frauen sich offensichtlich als wirksamer erwiesen hat.

Die Frauen haben sich gegen die Männer durchgesetzt. Sie haben die Führung der Friedensbewegung übernommen.

Konkret 11/83, S. 68

Sabine Bredy

Plattentips

Scharf und präzise, von ungewöhnlicher Melodik, jedes Stück ein eingängiges Pop-Meisterwerk, subtile Texte, schlaue Rhythmen, sehr britisch und doch universal: So wurden wir seit Jahren von **XTC** mit ihrem als genial verschrieenen Sänger Andy Partridge bestens bedient. Auch »Mummer«, das neueste Album der vier, enthält wieder elf runde, bestens arrangierte Songs mit unverkennbaren Gesangsmelodien und -phrasierungen - doch müssen die Bandmitglieder gerade ausgedehnte Ferien auf dem Bauernhof hinter sich haben. Da klampft's und flötet's, da zwitschern die Feldsperlinge, und Andy Partridge - »the only job I can do well is here an my farm« - warnt uns vor der Zivilisation und dem Popbiz(!). Statt dessen sollen wir der »power« von »klopfenden Herzen« vertrauen. Musikalisch geht es ganz soft querbeet, nicht unangenehm, aber warum diese Nostalgie? (Virgin/ Ariola)

Nicht mehr an das Gute glauben die acht schwarzen und weißen Männer von WAR - sie sind ganz alte Kameraden, hatten schon vor zwölf Jahren mit Rockheld Eric Burdon den Funk und räumen seit Jahr und Tag international konstant ab. »Life is so strange« weiß die kalifornische Band jetzt - schon auf dem Album-Cover finden wir insgesamt drei Atompilze, Funk, Soul, Reggae, jazzige Instrumentals, nicht eben trübsinnig gespielt - alles ist perfekt, der Gesang eigenartig traurig und sonor. » Happ ... happ ... happ ... happiness ... « stockt's dem Sänger, Unheil ahnt er und weiß, daß wir mal ein Königreich für einen Rollstuhl bieten werden. »WAR«: Namen est eben omen. (For out Records/ RCA)

Deshalb nennt sich auch eine hierzulande unerhört unbekannte Formation ganz fantastischer Bar-Musiker **Weekend.** An einem Sonntag haben sie im traditionsgeladenen Londoner Ronnie-Scott's-Club ein Live-Minialbum erster Güte mitgeschnitten. Verstärkt vom exzellenten Jazzpianisten Keith Tippet singt Alison Statton - Ex-Sängerin der Minimalistentruppe »Young Marble Giants« - mit tropfenklarer Stimme vom Winter Moon, von verlorener Magie einer Liebe und Allgemeinerem. Das Saxophon ölt wunderbar, und jeder ist ein kleiner Gatsby. Auf der B-Seite zieht »Weekend« alle möglichen und bisher ungehörten Register von Latin-, Limbo- bis zu Free-Jazz-Improvisationen, ohne dabei in eine fusselbärtige Jam(mer)-Session zu verfallen. Für mehr Nightbars in Germany, und für mehr »Weekend«! (Celluloid/ Rough Trade)

Nicht mehr brandneu, doch gut fürs Cruising in langen Novembernächten - 'rein in die Lederjacke, 'raus auf die Avenue, Zeit für **Saturn Strip.** Der Urheber des Albums, Alan Vega aus New York, wurde Ende der 70er mit dem Avontgarde-Synthi-Duo »Suicide« zum Kult, jetzt ist er solo, der Lonesome loser, der ewige Underground-Streetrebel, die alternde B-Diva. Die Songs von »Saturn Strip« leben von seiner murmelnden, hektischen, beschwörenden Stimme, der Rest ist oft genug nur 1 (ein) Akkord, ein treibender Synthi, dazu schneller, mutierter Rock-A-Billy-Rhythmus. »Jeder Erste ist ein Gewinner« konstatiert Alan breitbeinig, tigerbehemdet, neonumflutet mit verlorenem Blick , er weiß, er ist für den Underground nicht mehr untergründig, für das ganz große Geschäft nicht kommerziell genug. Jeder möge oder hasse ihn. Anspieltip: Alles und der Reihe nach. (WEA)

Konkret 11/83, S. 68

Kulturnotizen

2001: eine grüne Amöbe

Spätestens seit er das Buch »Homöopathie für Hunde« in sein Programm aufgenommen hat, gilt der Zweitausendeins-Verleger Lutz Kroth (der auch noch die Chuzpe hatte, mit der Heirat seinen Jungsnamen Reinecke aufzugeben) in der Szene als ausgeflippt. Die Zeitschrift »Transatlantik« über Zweitausendeins: eine »Amöbe im grünen Salat«. Auch wenn es zur Zeit keine spektakulären verlegerischen Großtaten wie die »Fackel«-Edition gibt, kann Kroth doch melden: »Wir haben noch nie so viele literarische Titel verkauft wie jetzt« .

Zum Beispiel steht die Autoren-Edition seit einigen Monaten am Rand der Auflösung. Ob sie durch eine Finanzhilfe des Hamburger Senats überleben kann, ist noch unsicher. Sicher ist aber nun, daß ihre Bücher verkäuflich sind. Seit sie im Zweitausendeins-Prograrnm angeboten werden, erreichen sie Bestseller-Absätze. Ein Restposten von tausend Exemplaren des Engelmann-Romans »Die Laufmasche« war innerhalb weniger Tage vergriffen (Kroth schätzt, daß er pro Jahr 20.000 Stück hätte absetzen können), der Satire-Band »Aus Liebe zu Deutschland« wird nachgedruckt und wurde 18.000mal verkauft. Und selbst von wenig gängigen Titeln wie Sandra Youngs Getto-Roman »Rattenloch« gab es in zwei Monaten 5.000 Bestellungen.

Neben solchen Kooperationen (vor allem auch mit Rogner & Bernhard) gibt es nach wie vor eigene Zweitausendeins-Neuerscheinungen, zum Beispiel demnächst ein autobiografisches Buch von Herbert Achternbusch. Aber eben auch: »Homöopathie für Katzen«.

Heino-Power

Die Heino-LP »Lieder der Berge« wurde 750.000mal verkauft. »Diesen Erfolg wollen wir jetzt noch übertreffen«, schrieb die Plattenfirma EMI an ihre »lieben Handelspartnem und beantwortet damit indirekt die Frage, wer die öffentlich-rechtlichen Programme macht.

Auszug: »Für die 'Lieder der Meere' bekommen Sie Werbepower von allen Seiten: Starke Spots in Funk und TV - auf allen Kanälen... Werbepower bekommen Sie aber auch von Heino selbst. In zahlreichen Auftritten stellt er seine 'Lieder der Meere' persönlich vor: in vielen Interviews im Funk, als Star des Abends in 'Einer wird gewinnen' und in 'Dalli Dalli'...«

Neue Medien

So langsam scheint die Linke ihre Berührungsängste gegen die neue Medienwelt zu überwinden: Die Grünen haben mit der Herausgabe eines monatlichen Mediendienstes »Chip & Kabel,« begonnen (3,50 Mark pro Ausgabe, zu bestellen über Medienbuchladen, Bundesallee 138, 1000 Berlin 41), und auch die Freien Radios haben jetzt einen papiernen drahtlosen Dienst. Er heißt »Interferenz« und wird soeben mit 80 Seiten Umfang zum zweiten Mal verschickt (Jahresabo 30 Mark, Assoziation Freier Radios, Bremerstr. 57, 4400 Münster). In Westberlin, wo schon etliche politische Videoinitiativen arbeiten (»Videostudio für Arbeitslose«), ist im Herbst die Probenummer des Videokassetten-Magazins »Schrägspur« erschienen. Die Mitglieder der »Schrägspur«-Gruppe sind fast ausnahmslos Profis, kommen zum Teil gar aus der Werbung und haben vor allem nicht den Anspruch, »herrschende Sehgewohnheiten zu durchbrechen«. Im Gegenteil: orientiert an der Machart von Blabla-Magazinen wie » Bitte umblättern« füllen sie diese Form mit neuen - eben linken - Inhalten. Da wird zum Beispiel die Perversion der deutschen Filmpolitik mit Kellner-Interviews beim Bundesfilmpreis-Empfang illustriert. Und wer meint diese Republik sei vom Polizeistaat noch ein Stück weit entfernt, wird durch Dokumentaraufnahmen von schier unglaublicher Brutalität und Zeugenaussagen eines anderen belehrt - zumindest, was Westberlin betrifft. Aber das Ganze soll ja schließlich auch unterhalten, und dafür gibt es musikalische Beiträge zum Beispiel von der Gruppe »Die Ärzte«. Fernziel der »Schrägspur«-Macher ist eine monatliche Video-Schau, die vor allem in Kneipen und Kommunikationszentren gezeigt werden, aber auch verkauft werden soll - wenn die bisher unklare Finanzierung gesichert ist. Das Erscheinen einer zweiten Ausgabe noch in diesem Monat steht jedenfalls schon fest. Kontakt: »Schrägspur«, Pallasstr. 8-9, 1000 Berlin 30.

Disco-Lärm und weniger Geld

Bei Regisseuren auf der ganzen Welt gilt das Hamburger Modell einer künstlerischen Filmförderung als beispielhaft, und auf internationalen Festivals läßt sich der Senat gern dafür loben. Und zu Hause? Da wird gestrichen. Um 0,6 auf 2,3

Millionen Mark soll der Etat des Hamburger Filmbüros gekürzt werden, und wenn ihm das noch nicht den Garaus macht, dann vielleicht Disco-Lärm. Denn die bisher leeren Montagehallen einer alten Schiffsschraubenfabrik, auf deren Gelände auch das Filmhaus steht, sollen nicht etwa zu Studios, sondern zu einer monumentalen Rollerskatebahn ausgebaut werden. '

Zu den jüngsten Projekten, die nur mit Hilfe des Filmbüros (Zuschuß von 200.000 Mark) verwirklicht werden konnten, gehört Stefan Austs Film »Sag nein!«, eine Dokumentation über die Antikriegsaktionen dieses Herbstes, vor allem über das Hamburger Festival »Künstler für den Frieden« (KONKRET 10/83). Zur Premiere am 7. November wird auch Harry Belafonte noch einmal nach Hamburg kommen.

Atomwaffenfreier Pumuckl

Die Bayern hatten mal wieder einen Skandal. Mit Pumuckl. »Bild« München Ende September auf Seite eins: » Der Fernsehkobold mit dem roten Haar mußte (auf Plakaten der DKP) Atomraketen in den Mülleimer stecken und fordern: 'München - atomwaffenfreie Zone'. Pumuckl-Erfinderin Ellis Kaut reagierte empört: Pumuckl ist kein Kommunist.« Und ließ die Plakate verbieten. Schließlich ist die Kinderserie so erfolgreich, weil sie eine von »ideologischem Ballast« freie Handlung liefere - so die CSU in einem offiziellen Protestbrief gegen die vorübergehende Absetzung von »Meister Eder und sein Pumuckl«. Der Erfolg: 47 Plattenalben mit einer Auflage von 3,5 Millionen, eine Buchreihe mit einer Auflage von 300.000 und über hundert Werbespots für alles mögliche. Nur eben nicht für ein atomwaffenfreies München.

Theatermachen - Hurenberuf

Ernst Wendt gilt seit seiner Arbeit als Dramaturg und Regisseur an den Münchener Kammerspielen als einer der wichtigsten Theatermcher. **Soeben inszenierte er am Hamburger Schauspielhaus Schillers »Räuber«. Helmut Butzmann sprach mit Wendt über die Krise des Theaters**

KONKRET: Führt der finanzielle Druck dazu, daß ein Teil der Theaterleute das berühmte Wendemanöver mitvollzieht?

Wendt: Wenn ich Außenstehender wäre, wenn ich Kritiker wäre, würde ich dem Theaterbetrieb viel kritischer auf die Finger klopfen. Erschreckend für mich ist, daß die sogenannte Wende Hand in Hand mit einer Wende geht, die jetzt in der publizistischen Betrachtung stattfindet. Das wird ja in den Feuilletons zum Teil selig befördert. Das ist, glaube ich, die Tragik: Es sagt ja niemand mehr etwas.

KONKRET. Das Theater spiegelt aber doch lediglich die gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen wider?

Wendt: Man darf nicht verkennen, daß Theatermachen - mal ganz negativ gesagt - ein Hurenberuf ist: Wir sind den Stimmungsschwankungen gesellschaftlicher Atmosphären viel schneller unterworfen als andere Bereiche. Darin besteht ja auch die Sensibilität dieses Berufs.

KONKRET: Nichts kann, so scheint's, das Publikum mehr aufregen. Kann das Theater überhaupt noch provozieren?

Wendt: Das wird immer schwieriger. Das Beispiel Achternbusch ist symptomatisch: In einem Moment, wo die Kabel verlegt werden, um in jede Wohnstube mindestens zwei Pornoprogramme zusätzlich einspeisen zu können, wird noch einmal eine künstliche Barrikade errichtet. Die Finanzierung dieser Kabel ist die Finanzierung künftiger Pornographie. Der Film von Achternbusch ist das natürlich nicht, in keiner Weise. Es ist sein Verdienst, die Leute noch einmal zu irritieren gegen das, an was sie sich eigentlich schon gewöhnt haben. Plötzlich ist angeblich obszön, daß Christus nackt war. Die Obszönität aber regiert längst.

KONKRET: Kann das Theater nicht Widerstand leisten? Das bildet doch auch Kräfte? **Wendt:** Die Vermutung, man könne irgendein Rad der Entwicklung zurückdrehen, sogar die Computerbelästigungen abschaffen, habe ich nicht. 1984 kommt bestimmt. Ich mache noch weiter, solange es geht, mit meiner Eigensinnigkeit. Andere sollen ihre Eigensinnigkeit einsetzen. Wenn diese Reizüberflutungen uns so dominieren, dann kann man versuchen, sie mit ihren eigenen Mitteln zu verdoppeln, ironisch damit umzugehn, sie zu kritisieren, sie zu benutzen, usw. Das sind nicht meine Möglichkeiten, aber ich verstehe, daß Kollegen auf solche Ideen kommen. Der Erfolg wird natürlich kurzfristig sein, weil er sich an etwas anhängt. Theater ist aber nun mal so eine eklektische Kunst, die ja sehr selten etwas Eigenes gebracht hat.

KONKRET: Resignation?

Wendt: Ich kann mir vorstellen, daß noch einmal die Situation kommt, in der die Leute einsehen, daß es ohne kulturelle Bestimmung nicht geht. Ich hätte zum Beispiel erwartet, daß in dem Augenblick, wo sogenannte Konservative das Regieren übernehmen, zur Debatte gestellt wird, was das ist - Konservativismus. Das ist ja auch kulturelle Oberlieferung -

die leider nicht passiert. Die Kulturlosigkeit dieses Landes, wo ein Herr Schwarz-Schilling die kulturellen Schneisen legt - das ist das Trostlose. Man kann sagen, das kann nicht ewig so weitergehen, vielleicht kommt wieder eine andere Art von Wende. Davon muß man doch träumen! Und solange wir am Theater noch ein paar Millionen haben, müssen wir diese deshalb mit Klauen und Zähnen verteidigen.

Konkret 11/83, S. 70

Christel Dormagen

Ein mediogener Fall

Es war kaum anzunehmen, daß mit dem Urteilsspruch gegen Marianne Bachmeier die Medien Ihr Interesse an diesem Fall verlieren würden. Im Frühjahr werden fast gleichzeitig zwei Spielfilme in die Kinos kommen. Einer von Hark Bohm und einer von Burkhard Driest. Über beide Filme gibt es schon einen Wust von Gerüchten und Diffamierungen. KONKRET war bei den Dreharbeiten.

»Alle haben ihr Süppchen mit Marianne Bachmeier gekocht. Alle profitieren von ihr und klagen, daß es alle tun«

»Immer hinter der Kamera, Frau Dormagen, immer hinter der Kamera«, werde ich liebenswürdig zurechtgewiesen, als ich zögernd einen Platz im stummen Gedränge suche. Klar, ein bißchen Theater muß sein: Wie Hark Bohm, ganz der Selbstvergessene, durch den Raum sinnt, mit den Fingern beider Hände eine kleine Leinwand vorm rechten Auge formt und durch seine imaginierte Kamera guckt. Oder wie er den Dialog, den selber erdachten, jeweils mitmurmelt. Ich merke an meiner Enttäuschung wider besseres Wissen, daß ich unausgesprochen Auratisches erwartet habe: Als ließe sich so eine Drehminute hochrechnen auf den zukünftigen Film. Und als müsse jedes Detail atmosphärisch im Bachmeier-Grauen vibrieren und in seinem Glamour.

Den verbreitet allenfalls ein wenig der polnische Kameramann. Er heißt Slawomir Idziak, ist schön und weitgereist, hat in Frankreich und Italien gedreht, lehrt in Finnland, kommt aus Wajdas Mannschaft und küßt mir die Hand bei der Begrüßung.

Ich sitze mit dem Maskenbildner in der Küche am Drehort. Der Puderquast für Marie Colbin (sie spielt Marianne Bachmeier) liegt griffbereit, die Haarbürste steckt hinten in seiner Jeans. Er muß in Rufnähe sein.

Anfangs hätten sie Probeaufnahmen mit der Bachmeier gemacht. Da hätte man überhaupt nicht schminken müssen und nichts, sagt die Maske anerkennend, nur den Text vorsagen ... Marie sei sehr darauf bedacht, nicht kommerzialisiert zu werden; sie hätte die Story am liebsten im »Spiegel« gehabt. Küchentischdienstbotenlogik.

Heute ist der 13. Drehtag. Am 30. Oktober soll Schluß sein. Das Leben bricht ein und ist es doch wieder nicht: Einer hat den frischen »Stern« mitgebracht. Alle stürzen sich drauf, beugen die Köpfe über »Annas Mütter«. »Was schreiben sie denn über uns?« »Das geht doch.« »Warum stellen die bloß die Landgrebe so schlecht hin«, daß die angeblich keine Bücher liest ...

*

Da gab es einmal jene Katastrophe eines lebendigen Menschen. Die ist - als Schicksal - in die Justizmaschine geraten; und irgendwann hat das Verhandeln der Katastrophe das leibhaftig Unerhörte ermordet. Und jetzt drehen zwei Regisseure, einer in München und einer in Hamburg, am Bachmeier-Stoff; einmal »Keine Zeit für Tränen« und einmal »Annas Mutter«. Beide wollen im Frühjahr fertig sein, solange der »Stoff noch heiß ist«. Driest hat den Bonus der-»Stern«-Rechte, Bohm das Original - Marianne Bachmeier berät ihn.

Angefangen hatte es schon während des Prozesses 1982. Kein Wunder, wenn schon die Zeitungen schrieben: »Sie kam wie ein Filmstar.« Atze Brauner kündigte den Originalfilm mit Bachmeier als Bachmeier an und mit Raimund Harmstorf, dem, der als Seewolf rohe Kartoffeln zerdrücken konnte, als Kindermörder Grabowski. Im Januar '83 heißt es, Bohm plane auch einen Film, mit der Kinski, nein der Adjani, nein der Landgrebe. Es folgt das Spiel von Dementis und neuen Details. Und dann dasselbe nochmal mit einer Gegenplatte vom Imponiernamen: Driest mit Schygulla, nein mit Ornella Muti, nein mit ... Inzwischen hatte Marianne Bachmeier - und muß so ihre Haft nicht antreten, obwohl die Revision des Urteils verworfen wurde - um Gnade gebeten. Mit noch offenem Ausgang. Mitte September: Drehbeginn in München und Hamburg. Schon vorher: Drehbeginn eines Fernsehfilms über die Filme. Stefan Aust und Lukas Böhmer begleiten die Arbeiten. Also wie in jenen vornehmen Hauseingängen mit Spiegeln zu beiden Seiten: man spiegelt sich, wie man sich spiegelt, wie man sich spiegelt.

*

Marie Colbin stürzt in die Küche der Lottervilla im vornehmen Hamburger Vorort. »Wer hat eine Zigarette für mich? Ich kann mich schon nicht mehr aufregen, ich bin so fertig.« Sie ist das nervös-exaltiert-zerfledderte, alle in Atem haltende Wesen, das in meinem Kopf schon immer als Star-Klischee festsitzt. Wir kommen ins Reden. Bei der Rolle hat sie nicht nein sagen können. Die sei so breit angelegt, mit allen Nuancen von Lachen bis zu Verzweiflung. Das sei eine Herausforderung. Sie hat das wirklich gesagt, auch wenn ich es fast wörtlich von der Konkurrentin schon ebenso gelesen habe. Solche Sätze sind halt fertig für die Gelegenheit, noch ehe man überlegt. Die Serie und das »Stern«-Buch habe sie nicht gelesen. Ihr Leben sei viel glücklicher verlaufen, sie habe auch kein Kind. In die andere könne sie sich nur hineindenken. Sie sei zwar im Gericht gewesen, aber Marianne Bachmeier hat sie nicht kennenlernen wollen, »die Wahrheit erfahre ich doch nie«. Double sei sie jedenfalls nicht; da wird sie wütend. Es gebe wohl dokumentarische Szenen

mit Marianne Bachmeier. Aber spielen tut sie! Und wenn man sie frage, wie sie »sowas« überhaupt spielen kann, dann würde sie immer sagen, das sei »Begabung«. Sie spielt sich schon in die Charakterrolle 'Hauptdarstellerin' ein. Wie auch nicht.

Das Riskante seines Vorhabens, sagt der Regisseur Bohm, bestehe darin, daß sein Publikum »nicht nur das elf-Uhr-nachts-off-Kino-Publikum« sein soll. Er will schon gern alle. In moralischer Absicht. Wenn's nach der Vorlage ginge, hätte es damit keine Not. Denn dessen Publikum waren in der Tat nicht weniger als ALLE.

*

»Sie hat's getan, sie hat es wirklich getan! « Damit, mit diesem stellvertretenden Volksschrei, nahm der Mythos seinen Anfang und sein Ende. Dazwischen ereignete sich eine Geschichte wechselnder Teilnahme. 1981: »Mutter erschießt Mörder ihrer kleinen Tochter.« »Das Bild der verzweifelten Mutter bekommt langsam Risse.« »In den letzten Monaten lebte Marianne Bachmeier in einer polizeibekannten Kommune.« »Marianne Bachmeier wäscht fast jeden Tag ihr kräftiges schwarzes Haar.« »Anstaltsleiter: Rückblickend stelle ich fest, daß die Selbstmordversuche von Frau Bachmeier Show waren.« 1982: »So ist keine Mutter - sie ist ein eiskaltes Biest.« »Das spricht gegen sie: Männer, Rabenmutter, Drogen, Geldgier, Geltungssucht.« 1983: »Auch Gutachter können sich irren.« »Bachmeier im Bett einer Frau.« »Sensationsprozeß gegen eine mediogene Frau.«

Wirklich alle. Da denkt man, zumindest die reflektierenden Medien hielten sich abstinent, tun sie aber nicht. Selbst die Alternativ- und die Frauenszene kümmern sich um Marianne Bachmeier und die Folgen - vorwiegend in Bekenntnisform. »Emma« nennt die Hatz auf Marianne Bachmeier »Pogromstimmung« und hetzt auf Driest, der »durch seinen Vergewaltigungsprozeß bekanntgeworden ist.« Und die 'taz' nennt die Hatz auf Driest »Fahndungsmentalität«. Wahrhaftig.

Es hat kein Ende; der Fall Bachmeier ist für immer noch eine Ersatzschlacht gut. Da ruft 'Emma' im Namen von ... ein ganzes Heer auf, sich zum Kampf zu formieren: Im Namen des Leidens aller Frauen sollen für die eine Frau alle aufstehen gegen den einen Mann für alle Männer. Zu schützen sei ein »Millionenpublikum«, wider seine schlechteren Lüste: nämlich einer Zurschaustellung auf der Leinwand beizuwohnen. Solche Schattentruppenbewegungen - in Wirklichkeit rühren sich ja erstmal nur die Einheizeverwurster - finden, scheint mir, nur in den Köpfen ihrer selbsternannten Generäle statt. Und die Zurschaustellung des Originals Bachmeier hat gewiß nicht erst mit den Verfilmungen angefangen; wenn auch die Verbilderung Endgültigkeit schafft: Gegen Worte fallen einem andere Worte ein; Bilder suggerieren das So-und-nicht-anders. Da kann man froh sein, daß es gleich zwei Filme gibt und dazu noch das Fernsehen. Am liebsten noch viel mehr!

Die Verfolgung des Täters Driest nützt Marianne Bachmeier längst nicht mehr. Sie befördert nur noch einmal die schlichte Einteilung der Welt in gut und böse. Es ist halt tröstlich, wenn man die Inkarnation des Schlechten anschauen kann, als Teufel zum Anfassen gewissermaßen: Da ist er. Ohne den wäre alles besser! Ich bin gegen ihn, und schon habe ich moralisch gehandelt, gratis und ohne einen Finger zu krümmen. Alle haben ihr Süppchen mit Marianne Bachmeier gekocht. Alle profitieren von ihr, und klagen, daß es alle tun. Die Wahrheit über das Ursprungsereignis ist dabei längst untergegangen wie der Stein, der ins Wasser fällt. Nur die Ringe auf der Oberfläche zeugen von ihm.

Unterschiedlichste Gruppen picken eine beliebige Ecke des Falles heraus, um ihre präparierte Meinung daran festzukleben: Die Antipsychiatrie beklagt den falschen Ansatz der klassischen Psychiatrie, während die wiederum sagt: da sieht man, was passiert, wenn die Institutionen geöffnet werden. Da sind die vereinigten Sozialarbeiter / Psychologen / Bewährungshelfer / Verteidiger, die eine bessere Koordination fordern, zwecks umfassenderer Kontrolle. Da ist Christa Mewes, die schon immer gesagt hat, daß früher Geschlechtsverkehr zu Promiskuität und Schlimmerem führt, und die deshalb für eine Neu-Altordnung der Familienpolitik plädiert. Da könnten die Krankenkassen sein (ich habe sie beim Wühlen im Archiv nicht entdeckt, bin aber ziemlich sicher, daß es auch sie und die weiteren Legitimierungsbeansprucher gibt), die öffentlich diskutieren, ob eine Hormonbehandlung auf Krankenschein überhaupt rechtens ist. Die Kirche hat Gelegenheit, den Fortschritt vom Alten zum Neuen Testament nochmal klarzustellen: Nicht Auge um Auge ... Und eine Bürgerinitiative kann bewachte Abenteuerspielplätze verlangen. Von der Justiz, der das ausschließliche Gewaltmonopol des Staates eine Herzensangelegenheit ist, ganz zu schweigen.

*

Man muß die Feste feiern, Wie sie fallen. So schnell kriegt man nicht noch einmal die Kombination: »Deutschlands schönste Mörderin + Selbstjustiz + Kinderschänder« von der Wirklichkeit frei Haus geliefert. Die mediogene Frau erzeugt mediogene Gerüchte, die wiederum mediogen dementiert werden. Ich höre also: Das Panorama-Interview mit Marianne Bachmeier sei verdammt einstudiert gewesen. Ich höre auch: Der Driest-Film werde ein »Fickfilm«. Und auch der moralische Bohm hätte gern die Originalmarianne in der Hauptrolle gesehen, wolle heute aber von dieser Absicht nichts mehr wissen.

Ich halte mich lieber an Fakten und lese das Drehbuch von Bohm. Das geht nur im Produktionsbüro. Und das wiederum befindet sich im Parterre des Hamburger Filmhauses, demOrt, wo Wirklichkeit hergestellt wird.

Erstmal bin ich verblüfft, wie faktenähnlich die »Stern«-Story und Drehbuch sind. Noch der blutig tropfende Fleischsack, der an Annas Todestag durch die Kneipe geschleift wird, ist nachgestellt. In Szene gesetz sind nur die zwei Tage um de Kindermord, dann - in Raffungen - die Zeit bis zum Prozeß; und der letzte gesprochene Satz heißt, wie es der Mythos haben will, wieder: »Sie hat es wirklich getan!« Die Kindheit der Marie ist bilderlos, erscheint nur in bedeutsamen Erinnerungen; wie der Krämer ihr zwischen die Beine gefaßt hat zum Beispiel. - Oder in Kurzform: »Für meinen Stiefvater war ich 'ne Nutte, und meine Mutter war eiskalt.«

Es sind also gewiß die Verhältnisse, die sie machen, auch in diesem Film: ... »weil so eine Gettoratte wie ich nichts anderes kann als Kneipe«. Die Gefühle, zwischen denen Marie hin- und hergerissen sein soll, werden in den Regieanweisungen direkt genannt. Und manchmal ein Kick in den Kitsch- Als nach dem Tod Annas Marie und Martin, der Vater, mit der Freundin in einem Bett schlafen, heißt es: »Eine Mutter mit ihren Kindern auf der Flucht.« Plötzlich halte ich übrigens die Tatsache, daß das Drehbuch ungeil ist, schon für ein Qualitätsmerkmal von Sachlichkeit. Alles ist an die Volksseele rührend, eben zum Nachempfinden und auf den Trugschluß hoffend: das hätten wir alle tun können.

Den Martin spielt Michael Gwisdek aus der DDR. Alle kriegen leuchtende Augen, wenn sein Name fällt. »Der ist so toll«, sagt die Sekretärin im Filmbüro, während sie mir den polnischen Kameramann buchstabiert.

*

»Was die nächsten attraktiven Mordprozesse fürs Kino angeht, so möchten wir übrigens vorschlagen, die präsumtiven Täter sollten sich am besten noch vor der Tat mit einem erfahrenen Filmteam zusammensetzen und mit ihm die dramaturgischen Details der Ausführung wie auch die Honorar- und Urheberrechtsfragen besprechen.« (»Süddeutsche Zeitung« 15.1.83)

Es gehört zur ominösen Mediengesellschaft, daß sie beklagt, eine solche zu sein. Alle finden außerdem, daß erst jetzt das Übel der Massenmedien plus Vermarktung ausgebrochen sei. Den Ablaß an diese traurige Erkenntnis entrichtet, und schon kann man wieder fröhliches Kind seiner Medienzeit sein und mit Wollust an den Abgründen des Lebens teilhaben. Der Fall Riviére fällt mir ein. Jener Franzose, der vor 150 Jahren seine Mutter, die Schwester und den Bruder umgebracht hat und einen Bericht dazu schrieb, ein Mémoire.

Sich über die Verwurstungsmentalität der Medien empören, heißt dem Wasser vorwerfen, daß es naß sei.

Aus München kann schon gar nichts Gutes kommen. Wo der Film ein »Fickfilm« ist, Driest ein Macho und Filmverleiher Wohlrabe bei der CDU ... Schließlich darf ich doch noch zum Teufel fahren. 19. Drehtag. Eine Hotelszene wird gerade gedreht. Natürlich im Hilton. So rundet sich mein Vorurteil. Und auch der Rest paßt so gut.

Die ganze Filmmaschinerie ist exklusiver als in Hamburg; die Herren und Damen drumrum sind wichtiger und cooler. Ich kann mir nicht vorstellen, mit denen freundlich-gemeinsam im Garten mittagzuessen wie bei den Bohmschen Hamburger Dreharbeiten. Die Werbungsbetreuung funktioniert lückenlos. »Herr Driest hat gar keine Zeit«, und die Publik-Relations-Frau wird mir, sagt sie, alle Fragen »ganz in seinem Sinn« beantworten. Und sie tut es, verbindlich-abgeschottet und das Pressematerial noch einmal verdoppelnd.

Der Apparat arbeitet fabelhaft: Fotofritzen knipsen; das ZDF bittet um ein »zweieinhalb Minuten-Statement«; murrende Hotelgäste werden bestimmt beiseitegestellt. Die Kaufmänner erläutern mir lässig die Finanzierung, ohne sich festzulegen, »wenn ich Ihnen konkrete Summen sagen würde, wären die nur mißverständlich«. Ich frage die Organisationsherren, was sie denn zu dem Gerücht sagen, da werde ein Sexfilm gemacht. »Na, wir werden den Teufel tun und das dementieren!« Pause - und mit pfiffigem Unterton weiter: »Im Vertrauen, das haben wir doch selber lanciert.« Ich kann mir aussuchen, ob ich's glauben soll. Jedenfalls wird gleich noch einer draufgesetzt bei meiner Frage, ob sie sich nicht ums Geschäft sorgten bei der Doppelverfilmung. »Wenn wir gemein wären, könnten wir verbreiten, der Bohmfilm sei ein Kunstfilm.« Soviel zur Macht der Gerüchte.

Der erste Auftritt der Stars ist ohne Glanz. Die kleine Kraushaarige mit Sonnenbrille muß Gudrun Landgrebe sein, so wie sie von den jungen Männern mit Drehbuch unterm Arm umgurrt wird.

Der Glanz kommt erst, als sie geschminkt und umgezogen und Marianne Grünwald ist. Und ihr lebendigster Satz fällt beim Proben: »Ist es scheißegal, durch welche Tür ich gehe, oder ist es nicht scheißegal?« Im übrigen ist alles an ihr kontrolliert, professionell, bis in die vorsichtige, fast bewegungslose Mimik - als dürfe das Gesicht nicht verrutschen ins Ungehörige. Als ich sie in einer Pause frage - sie hat gerade ihre ZDF-Sätze gesagt -, ob ihr überhaupt noch etwas einfalle auf all die Presseneugier und wie es denn sei, so plötzlich im Strahl der Medien zu stehen, Besitz aller zu sein, bleibt die Antwort fugenlos öffentlich: Es sei immer noch sehr interessant.

Und Star Nr. eins? Der ist der einzige - und darauf bin ich nicht gefaßt -, der aus der Rolle fällt. Über mehrere Hotelsessel hinweg werde ich Burkhard Driest als »die von KONKRET« vorgestellt. »Ah, the sound of reality.« Er begrüßt mich und hat »leider keine Zeit«, um dann in der nächsten Drehpause im Sessel neben mir zu sitzen und - ohne daß ich ein einziges Wort sage - in einen Redeschwall zu verfallen.

Ach ja, KONKRET! Früher habe er ja auch dort geschrieben. Nach dem Knast, als er politisch gemacht worden war. Vorher wußte er doch gar nicht, warum er eigentlich den Bruch gemacht hatte; dann habe er sich endlich begriffen, aus den ganzen Büchern, die er gelesen hat. Er sei zu der Zeit auch organisiert gewesen. Aber jetzt - was soll er denn machen?! Die Revolution sei nun mal nicht eingetroffen. Und die Weltlage sei doch hoffnungslos. Soll er denn auswandern oder Tomaten schmeißen oder Terrorist werden? Das will er auch nicht. Ich unterbreche ihn: Warum er denn diesen ganzen Bausch und Bogen erzählt? Na ja, er denke halt, »KONKRET und so ... « Ich sage, er muß sich nicht mit seiner Vergangenheit ausweisen. Mich interessiert, was er jetzt macht« und wie das zusammenpaßt. Jetzt sei er immerhin Filmregisseur; und ihm gefällt doch offenbar, wie er da den glitzernden Apparat handhaben kann.

Er würde halt immer noch an seiner Lebensgeschichte grübeln. Damals, nach 68, da habe man das Proletarische an ihm so gut gefunden. Und er sei wirklich auch der Macho gewesen, der ihm jetzt noch anhänge. Aber jetzt fragt er sich: »What's with me? I will do something for myself.«

Und, - macht ihm die »Emma«-Verfolgung zu schaffen? »ja«, sagt er. »Nein, nicht mehr«. Jetzt habe er begriffen, daß sich das nicht mehr ändern werde und so unecht sei »wie die Pappwand da hinten«. Als sei noch immer nicht alles richtiggestellt, kommt er in der nächsten Pause nochmal, erzählt Quatsch über die depressiven deutschen Schauspielerinnen und den Unterschied zwischen sinnlichen und intellektuellen Frauen; sagt, was ihm an Zacher, dem männlichen Hauptdarsteller, so gefällt und an seinem weiblichen Star. Er möchte bei ihr so gerne den Widerspruch auflösen: Vergiß mal dein schönes Gesicht! Warum er denn bloß einen »Beziehungsfilm« mache; im Pressematerial, das Drehbuch kriege ich nicht in die Hände, ist der Film so charakterisiert. »Das habe ich noch nie gemacht, da bin ich neugierig.«

Und nun? Gegen alle Absicht finde ich das Medienmonster nicht schweinisch. Was nichts mit seinem angeblichen Männercharme zu tun hat. Der hat mich nicht getroffen. Driest ist so offen widersprüchlich, redet sich um Kopf und Kragen, gibt an, macht keinen Hehl daraus, daß alles und er selber nicht so recht aufgehen will in einem gesinnungsgeprüften Gesamtbild. Der Renommierknacki, der Stellvertretungsprofi, der Frauenanmacher und nun der Künstler ... Da schleudert es einen immer weiter die Kulturszene hoch; und er hält jetzt, statt der Bahnhofskelle als kleiner Junge, die den Zug zum Fahren brachte, die Medienmaschine als Spielzeug in den Händen.

Ach ja, und die Bachmeier. Die ist natürlich auch für Driest und Landgrebe das obligatorisch interessante Ausgangsmaterial. Aber so richtig kommt sie in München kaum noch vor ...

*

Aber, fragen sich vielleicht noch manche, was sagt denn die echte Marianne Bachmeier zu alledem. Nun, ich habe mir im Laufe dieser Nachforschungen ihre veröffentlichten Sätze auf einen großen Zettel geschrieben, diese Erkenntnis: »Ich kann nicht verlieren. Immer versuche ich, mir alles wieder zurückzuholen. Das ist keine gute Eigenschaft.« »Wenn ich gewußt hätte, was passieren würde, hätte ich es ganz anders gemacht.« Ich habe mir dann die Aufzeichnung des Panorama-Interviews angeschaut. Da sitzt sie und sagt: »Nach dem ganzen Rummel habe ich gehofft, daß ich nach dem Prozeß zur Ruhe kommen würde.« Es hat halt jeder seine eigenen Vorstellungen von Ruhe - der eine geht im Wald spazieren, ein anderer bleibt im Bett, und manch eine gibt Fernsehinterviews ...

Frau Bachmeier, eine letzte Frage. Sind Sie es nicht leid, immer nur Rollen zu spielen vor fertigen Hintergründen? Marianne Bachmeier: »Heute noch wird mit der alten Verlogenheit Schluß gemacht. Jetzt werden brutal alle Verlogenheiten abgeschafft.« (Aus »Annas Mutter«) Längst ist Marianne Bachmeier hinter dem unendlichen Schwatzen über sie verschwunden, ein vorgebliches Original, das sich in der Phantasmagorie des realen (Medien-) Lebens aufgelöst hat.

Konkret 11/83, S. 73

Hark Bohm

Das entsetzliche des Normalen

KONKRET-Interview mit dem Hamburger Regisseur

KONKRET: Herr Bohm, was wollen Sie mit Ihrem Film?

Bohm: Ich will spürbar machen, was für Anstrengungen eine junge Frau unternimmt, der Zerstörung zu entgehen, wenn ihr der einzige Halt, die einzige kontinuierliche Beziehung in ihrem Leben, durch Mord genommen wird und man ihr gleichzeitig verwirft, sie sei die eigentliche Ursache für diesen Mord.

KONKRET: Gibt es einen Unterschied zwischen dem »Stern«Buch und Ihrem Film?

Bohm: Mein Ausgangsmaterial ist nicht das Buch. Meine Informationen, die Tatsachen, die ich für meine Geschichte brauchte, habe ich aus dem Prozeß: das, was Marianne Bachmeier erzählt hat, was die Zeugen und die Gutachter eingebracht haben.

KONKRET: Sie haben also schon Lust, die authentische Geschichte zu rekonstruieren?

Bohm: Das wäre ein aberwitziges Unterfangen. Was mich interessiert**,** ist die innere Entwicklungsgeschichte eines solchen Prozesses, der mit den Schüssen im Gerichtssaal endet. Jede gute Geschichte nimmt ihren Ausgang in der Wirklichkeit und versucht, das, was auf den ersten Blick unbegreifbar scheint, das Geheimnis, erlebbar zu machen.

KONKRET: Sie haben also eine eigene Vorstellung, wie es hätte sein können?

Bohm: Ja, aber nicht im Sinne eines Psychologen, eines Kriminologen. Ich versuche, die emotionalen Situationen herzustellen, die die Tatsachen produziert haben.

KONKRET: Sie nehmen aber den sensationellen Fall. Der Bonus Ihres Films ist das geschehene Ereignis.

Bohm: Immer. Ich gehe sicher davon aus, daß in der Realität etwas geschehen ist. Mir hat geholfen, daß ich im Laufe der Zeit Marianne und ihren Verlobten kennengelernt habe. Ich habe dabei nichts Neues an Fakten erfahren, aber gespürt, was für eine Gefühlsstruktur bei Marianne vorhanden war, ohne daß ich die jetzt rekonstruieren könnte. Letzten Endes bringt man seine eigene Gefühlsstruktur ein und tastet die auf Korrespondenz ab.

KONKRET: Hat Marianne Bachmeier am Drehbuch mitgearbeitet?

Bohm: Sie hat am Drehbuch überhaupt nicht mitgearbeitet. Das Zusammensein mit Marianne hat mir nur emotionale Sicherheit gegeben.

KONKRET. Was hat es mit der Double- und der Originalaufnahme auf sich?

Bohm: Da sind Gerüchte entstanden, weil Marianne und ich sehr viel zusammen gesehen worden sind.

KONKRET: Sie haben sich doch sicher auch eine Stärke gegenüber dem Driest-Film ausgerechnet.

Bohm: Ich glaube nicht, daß ich in einer schwächeren Position bin. Ich denke, daß ich das Unsichtbare in der Entwicklung dieser Tat intensiver erfassen kann als jeder andere. Niemand hat sich so lange mit den Fakten beschäftigt, niemand hatte auch mehr Gelegenheit, sich in das Innere des Prozesses einzufühlen.

KONKRET: Das läuft mir jetzt doch auf die Konkurrenz hinaus: Wer kennt sie am besten?

Bohm: Überhaupt nicht. Driest und ich sind sicher an ganz unterschiedlichen Dingen interessiert. Ich weiß nur, was meine Stärke ist. Ich weiß, daß ich ein guter Drehbuchautor bin, und ich weiß, daß ich ein intensiver Arbeiter bin. Ich möchte in dem Film auch zeigen, daß unsere derzeitigen Sanktionsmittel völlig ungeeignet sind, eine solche Straftat zu verhindern, und gleichzeitig völlig ungeeignet sind, einem Menschen, der in so einen Strudel gerät, zu helfen. Wenn ich eine gute Geschichte machen werde, dann wird sie den Zuschauer in ihren Entwicklungsstufen so mitnehmen, und zwar emotional, daß er am Schluß sagen wird: das hätte mit auch passieren können.

KONKRET: Warum dann aber an diesem außergewöhnlichen Fall und nicht am schlichten, alltäglichen?

Bohm: Weil in den Extremen das Entsetzliche des Normalen am klarsten darzustellen ist.

Konkret 11/83, S. 76

Olaf D. Marx

Film: Der Weltkrieg als Kulisse

In "Wargames" spielt der Pentagon-Computer WOPR (spricht man wie das Ding von Burger King) das Spiel Thermonuklearer Weltkrieg

Regisseur John Badham steht so modern und trendbewußt da, wie es ein Hollywood-Profi überhaupt sein kann, also mit etwa zweijähriger thematischer Verspätung. Und weil sein Film »Wargames« den Restriktionen von Marketing und Kommerzialität unterliegt, wirkt er wohltuend diszipliniert. Wohltuend, weil er sein Publikum in Betracht zieht: die Kinocenterjugend, die für ihr gutes Geld *Geschichten* verlangt, eine unaufdringliche Mischung von Fiktion und Realität, ohne dick aufgetragene künstlerische Autoren-Attitüde, ohne allzu moralischen Tiefgang. 1977 löste Badham mit dem »Saturday Night Fever«-Epos über das Mittsiebziger Disco-Beben das dumpf-verschlafene Anti-Disco-Denken auf, was auch schon eine menschenfreundliche Tat war.

Jetzt stellt er ein durch und durch sympathisches Computerkind vor, das die Codesysteme, die Bits der kriegerischen Erwachsenenwelt sprengt. Den Anfang macht ein Hippie-Witz. Zwei Westcoast-Enddreißiger treten ihre Schicht in einer Raketenüberwachungsanlage an, indem sie nepalesische Tempelgesänge rezitieren und die Qualität dortiger Haschischprodukte abwägen (Merke: Die »Rebellen« von gestern sind längst in die Machterhaltungsstrukturen von heute integriert). Und dann entwickelt Bradham ein modernes Märchen, das gar nicht märchenhaft sein will; erst im heißen Sommer 1983 hatten zehn Kinder in Milwaukee nichts anders zu tun, als sich erfolgreich Zugang zum Computerprogramm eines Forschungsinstituts für Atomwaffen zu verschaffen.

David Lightman ist siebzehn und nur scheinbar so durchschnittlich, wie einen die vertrottelte US-Mittelklasse im öden Seattle halt macht. Seine Passion, und darüber vergißt er sogar, schwimmen zu lernen, sind Hard- und Software; sein Homecomputer im chaotischen Jungszimmer mit Telefonanschluß (aufgeweckt illegal benutzt) ist zu allerhand pupertärem Unfug gut. So verschafft er sich Kontakt zu einem System, das ihm nach einigen Mühen einen Part im Spiel »Thermonuklearer Weltkrieg« anbietet. Nett wie David ist, übernimmt er ohne zu zögern die Seite der UdSSR und gibt als erste Ziele seiner roten Raketen Las Vegas und Seattle ein. Wer könnte ihm das verdenken. Aber Spielpartner WOPR verselbständigt sich (logisch, daß die Welt dennoch in letzter Sekunde gerettet wird) .

Genau an dieser Stelle verläßt der Film die flotte Unbekümmertheit, um einer Mixtur aus tödlichem Ernst (plus Betrachtungen über den Verbleib der menschlichen Rasse an sich) und mäßiger Farce (ein General, der Hustenbonbons Marke »Red Man« lutscht) Platz zu machen. Daß die Luft nicht völlig rausgeht, dafür sorgt Badhams charmante Favorisierung einer klammheimlichen Jugendsubkultur gegenüber einer ahnungslosen Erwachsenenwelt.

Weil es um *den Krieg* geht und weil Reagans Foto einmal, als man von Vorkrieg auf Krieg schaltet, auftaucht, heißt es, »Wargames« sei der Kinohit der Friedensbewegung. Dabei ist es doch in Wahrheit ein Film über Liebe und Freundschaft, ein Film, der lehrt, daß es zwar bitter, aber doch vorteilhaft ist, erwachsen zu werden. Dafür braucht es heutzutage schon mal die Kulisse eines globalen Showdown. Badham benutzt die Kriegsgefahr, spannt sie ein. Denn dazu ist sie für's Hollywood-Kino schließlich da.

Konkret 11/83, S. 76

Armgard Seegers

Film: Was ist an Woody so komisch?

Die genialische Pseudo-Dokumentation »Zelig« von Woody Allen ist wohl nur ein Spaß für Intellektuelle. Aber was für einer!

Leonard Zelig ist der perfekte Anpasser. Steht er neben einem Dicken, wird er dick, neben einem Neger wird er schwarz, und selbst die Psychiater können sein Problem nicht lösen, denn im Gespräch mit ihnen wird Zelig selbst zum Psychiater. Seine Fähigkeiten, sich zu verwandeln, haben ihn zum Star der zwanziger und dreißiger Jahre gemacht. Natürlich nur im Film. Aus altem Wochenschau-Material, stilecht nachgedrehten Szenen, Interviews mit heutigen Intellektuellen wie Susan Sontag, Saul Bellow oder Bruno Bettelheim, die vorgeben, ihn damals gekannt zu haben, hat Woody Allen ein Werk geschaffen, das aussieht wie ein alter Dokumentarfilm und das mit seinen ausdrucksvollen Bildern und pointenreichen Kommentaren (auf deutsch: ARD-Korrespondent Ulrich Wickert) zu einem der intelligentesten Filme überhaupt zählen dürfte.

Woody Allen ist neben seiner Ehefrau Mia Farrow zwar wieder sein eigener Hauptdarsteller, doch einen der gewohnten komischen Allen-Filme, bei dem er einmal mehr den vom Leben vernachlässigten Intellektuellen spielt, darf man hier nicht erwarten. Allen ist gereift. Seine Haare sehen nicht mehr aus, als seien sie im Windkanal getrocknet, und seine Figur gibt keine schlechte Kopie eines Fragezeichens mehr ab. Doch wie kein anderer seiner Filme ist »Zelig« eine Variation des für Allen wohl typischsten Satzes »Ich bereue im Leben nur eins, nicht jemand anderer zu sein«.

Allens Helden sind immer Mitmacher, die verzweifelt versuchen, den Anforderungen der amerikanischen Leistungs- und Konsumgesellschaft gerecht zu werden, die alles genauso und besser machen wollen, als man es von ihnen erwartet. Daß Allen dabei immer nur als hilflos zappelnder Maikäfer übrigbleibt, daß er eben doch nur ein Sexualprotz, ein Gehirnakrobat und ein Mode-Mitmacher ist, der schon seine Mühe damit hat, so zu sein, wie die Schicken und Schönen, das weiß man aus seinen früheren Filmen. Hier jedoch hat er die Assimilation perfektioniert. Zelig bemüht sich, noch stärker zu gefallen als sein Held Nadelmann, der sich einmal in der Oper zu weit aus seiner Loge vorgebeugt hatte und in den Orchestergraben gefallen war und dem es so peinlich war, diesen Zwischenfall als Mißgeschick auszugeben, daß er einen ganzen Monat lang jeden Abend die Oper besuchte, um den Sturz zu wiederholen.

Allens Komik basiert stets auf einem Zusammenprall zwischen dem Erhabenen und dem Nichtigen, dem Banalen. Die meisten seiner Gags sind so aufgebaut: »Warum mußte diese Frau in der Blüte ihres Lebens so leiden - weil sie in ihrer Jugend dem Althergebrachten zu trotzen wagte und mit einer braunen Papiertüte auf dem Kopf heiratete?« Oder: »Warum gibt es kein Mittel gegen den Ansturm der Jahre - oder ein gutes Hotelzimmer in Indianapolis?« Hinter allem Erhabenen lauert die lächerliche Wirklichkeit. Der Konflikt zwischen Sein und Schein endet immer zugunsten des Seins, das die Lacher auf seiner Seite hat.

Der Film »Zelig« ist fast so beliebig interpretierbar wie sein Held. »Zelig« ist eine Parodie auf die Massenkonsumgesellschaft, eine Geschichte des Judentums, eine Liebeserklärung an die Liebe, ein Aufruf zur Selbstbehauptung, eine Dokumentation über die Fälschung eines Dokumentarfilms, ein Versuch, die Wirklichkeit zu täuschen oder die Täuschung zur Wirklichkeit zu machen. Denn genauso wenig, wie man wissen kann, wer Zelig nun gerade ist, kann man erkennen, wie Woody Allen es geschafft hat, sich jeweils in das historische Filmmaterial einzukopieren. Nur eines ist gewiß: Von allen schönen Allen Filmen ist dieser fast der schönste.

-

Konkret 11/83, S. 77

Thomas Doberstein

Film: Action-Thriller für Sandino

Ein Hollywood-Film über die sandinistische Revolution in Nicaragua: Kann das gutgehen?

»Under Fire« ist gewiß kein Meilenstein der Kinokunst. Aber was ja auch nicht wenig ist: Der Film bietet seinem Publikum (dem von Freitag abend in Kino 1 bis 18) spannende Unterhaltung. Und selbst wem das nicht reicht, kann empfohlen werden, mal einen Abstecher aus seinem Programmkino zu machen. Er müßte sich dann allerdings von einem liebgewordenen Vorurteil verabschieden: daß nämlich alles, was aus Hollywood kommt, reaktionäre Kacke ist.

Der Regisseur Roger Spottiswoode erzählt die Geschichte des Draufgänger-Fotografen Russell Price (Nick Nolte), der 1979 nach Nicaragua kommt, um für das US-Magazin »Time« saftige Bürgerkriegsfotos von der sandinistischen Revolution *zu schießen.* Er will kaltblütiger Augenzeuge sein, ganz dem Ideal vom unbestechlichen freien amerikanischen Journalisten verpflichtet. Aber wie objektiv ist sein Objektiv? In einem Bergkloster gerät Price in eine Schießerei zwischen Revolutionären und US-Söldnern. Kurz nachdem er einen Haufen vermeintlich zusammengeschossener Nordamerikaner fotografiert hat, steht einer von denen auf, hält ein zynisches Schwätzchen mit dem Fotografen und ermordet dessen sandinistischen Begleiter aus dem Hinterhalt.

Später wird der Journalist von Widerstandskämpfern angehalten, bewußt ein Foto zu fälschen: Es soll der Weltöffentlichkeit zeigen, daß ein totgesagter - und tatsächlich toter - Sandinistenführer noch lebt. Price willigt ein und beeinflußt in seinem Bild die Entscheidung der USA, die Unterstützung für das marode Somoza-Regime einzuschränken.

Und noch eine Fälschung: Ein nordamerikanischer Kollege des Fotografen wird auf offener Straße von Regierungstruppen ermordet. Somoza lastet die Schuld in einer Fernsehansprache den Sandinisten an; Price hat die Erschießung fotografiert und kann die Lüge entlarven.

Diese und fast alle anderen Begebenheiten des Films haben tatsächliche historische Hintergründe und machen »Under Fire« vergleichbar mit »Missing« von Costa-Gavras und Schlöndorffs »Fälschung«. Aber im Gegensatz zu Costa-Gavras hat Spottiswoode einen wirklichen Reißer gedreht und provoziert gleichzeitig, im Gegensatz zu Schlöndorff, beim Zuschauer eine eindeutige politische Parteinahme. Der Film, von einem Hollywood-Studio produziert und mit Unterstützung der Revolutionsregierungen in Nicaragua und Mexiko gedreht, ist bisher in den US-Kinos nicht angelaufen. Wer ihn gesehen hat, versteht warum.

Konkret 11/83, S. 78

Hans Platschek

Hitler-Boom in USA

Das Gesch□ ft mit den Insignien der Nazi-Herrschaft bl□ ht. Am meisten in den USA. Dort leben die gr□ □ ten Sammler und zah f□ r den faschistischen Krempel horrende Summen.

Sie sehen bieder aus, die Biedermänner, auch dann, wenn sie sich, zwar nicht mit fremden Federn, aber mit fremden Uniformen schmücken. So trägt Herr Dick Barber, ein ehemaliger Museumsangestellter aus Los Angeles, das Ehrenkleid eines Obersten der Wehrmacht: daß es sich um ein Ehrenkleid handeln muß, macht Herrn Barbers Haltung ebenso deutlich wie die Ordensspange und das EK 1. Die Puppe neben ihm ist als Generalleutnant verkleidet, der SS-Mantel im Hintergrund gehörte einst dem Außenminister Ribbentrop.

Zivilere Naturen, wie Herr Tom Barrett aus Arizona, schon von Berufs wegen mit Gebrauchtwagen vertraut, genießen eher eine Fahrt in Eva Brauns Roadster, neben sich die Tochter im schwarzen Ärmellosen, behängt, wohl des Fotografen wegen, mit einer langen Perlenkette. Wer hat der hat. Herr Barret macht mit Nazi-Autos Geld. Den Braunschen Roadster hat er vor zwei Jahren für 150.000 Dollar erworben; heute, nach gründlicher Überholung, ist der Wagen seine 350.000 Dollar wert. 500.000 Dollar machte Herr Barret mit zwei Limousinen, die Hitler gehörten und die er zehn Jahre lang verkaufte, zurückkaufte und wieder verkaufte.

Daß der Führer einen solchen Schacher nicht gebilligt hätte, mag Herrn Barrett egal sein. Er ist kein Nazi. Vielmehr gehört er zu den fünfzigtausend Sammlern, die auf Nazi-Requisiten und Nazi-Kram scharf sind. Die meisten dieser Sammler leben in Amerika. Für die Profis unter ihnen gibt es ein Mitteilungsblatt ' das Angebote und Auktionsergebnisse verzeichnet: es trägt den schönen deutschen Namen: »Der Gauleiter«.

Solange sich nicht dieser oder jener Sammler, in unserem Land etwa Herr Gerd Heidemann, einer psychiatrischen Analyse unterzieht, ist man, was den Sammeltrieb angeht, auf Mutmaßungen angewiesen. Dazu meint ein Psychologe aus Kansas, Dr. Leon Rappaport, wer Nazi-Utensilien sammele, identifiziere sich mit »der bizarren Macht« des Dritten Reichs.' Die Sammler selber weisen, wie gesagt, derartige Unterstellungen zurück und pochen auf ihr Interesse fürs Geschichtliche.

Von Geld wird, ähnlich wie bei den sittlich ohne Frage höherstehenden Kollegen aus dem Kunstbereich, ungern gesprochen. Immerhin setzt der Markt für Nazi-Kram jährlich mehr als 50 Millionen Dollar um. Mindestens eine Million hat Herr Billy Price aus Houston, Amateurhistoriker und Kompressorfabrikant, lockergemacht, um Zeichnungen, Skizzen und Aquarelle von Hitlers Hand in seinen Besitz zu bringen. Ein Buch, das diese Schätze vorführt, ist im Vorjahr bei uns erscheinen. Es wurde einhellig verrissen und, weil der Freistaat Bayern als Erbe des Hitlerschen Copyrights die Rechte nicht freigab, aus dem Verkehr gezogen. Nicht daß Herr Price nun meint, Hitler sei ein großer Künstler gewesen, dem, gerechterweise, die *documenta* offenstehen müsse. Herr Price stellt, sammelnd, lediglich die Frage, ob die Kunstprodukte nicht ein Licht auf Hitlers Wesen werfen könnten. »Womöglich«, so Herr Price, »liegt der Schlüssel in seiner Kunst.«

Herr Price, so kann man ohne weiteres folgern, spricht nicht für sich allein. Wer Nazi-Kram sammelt, versteht unter Geschichte das gleiche, was Madame Tussaud in ihrem Wachsfigurenkabinett unter Detailtreue versteht. Mehr noch: es ist nicht auszuschließen, daß dieser Sammler einem Geschichtsbegriff anhängt, den Pascal, vielleicht als Witz, vielleicht im Ernst, so pointiert hat: Wäre die Nase der Kleopatra kürzer gewesen, das Gesicht der ganzen Erde hätte sich verändert. Bürgerlichen Geschichtsschreibern nicht unähnlich, die Zusammenhänge aus dem Blick verlieren und nicht mehr weiter wissen ' halten sich die Sammler an Gegenstände, an Requisiten und an jene besonderen Kennzeichen im Sinn der Nase Kleopatras, die eines gewiß nicht zeigen: das Besondere oder, besser: Kennzeichen, die Besonderes zu erklären imstande sind.

Der Hitler-Kram, der da gesammelt wird, besteht aus Emblemen oder Imponierstücken, die an sich ausdruckslos und darüber hinaus auch in den meisten Fällen bloße Waren sind, noch heute. Sei es, daß der Sammler vom falschen Pomp dieser Waren angezogen wird, sei es, daß ihn ein nicht reizloser Schauder überfällt, wenn er daran denkt, wer die Waren in Auftrag gab und wer sie benutzt: In jedem Fall muß er sich über kurz oder lang darüber im klaren sein, daß er ein Fetischist niederen Ranges, ein Fetischist in langen Unterhosen ist. Um der Bedeutungslosigkeit der Einzelstücke entgegenzuwirken, häuft er sie auf. Die Quantität gibt den Ausschlag.

Herr Keith Wilson aus Kansas City, einst ein Freund von Harry Truman, hat in seiner Villa 700.000 Einzelstücke gehortet, Göringbüsten zum Beispiel, Hitlers Punschbowle, Eßbesteck und Soßenkännchen. In Europa hat der Sechste Marquess of Bath einen Hitler-Raum in seinem Schloß eingerichtet, der den Schloßbesichtigern offensteht. Obwohl ein Greis, ist der Marquis noch eifrig am Sammeln. Seine Erklärung klingt nicht schwachsinniger als der Satz von Kleopatras Nase: » Ich habe im Nahen Osten gegen Hitler gekämpft«, sagt er, »und ich dachte mir, etwas muß doch an diesem Mann dran sein. Er hat eine ganze Nation beseelt, genauso wie Churchill, und das kann nicht jeder schaffen.« Warum und womit diese Beseelung vonstatten ging, ganz zu schweigen von dem, was sie übrigließ, wird dem Marquis wohl ein Rätsel bleiben.

Weniger rätselhaft dürfte die ökonomische Seite sein. Die Kultgegenstände aus dem Dritten Reich werden nach Methoden gehandelt, die auf den Märkten für die nicht nur sittlich höherstehende Kunst üblich ist. Die Sache selbst zählt weniger als das, was man von ihr zu wissen glaubt, was man empfindet, wenn man sie zu Gesicht bekommt, was, vor allem, ein anderer Sammler dafür zu zahlen bereit ist. Auch der Faktor Knappheit spielt eine Rolle: In Europa gerät der Markt für Nazi-Kram nicht so recht in Bewegung, weil, wie in der Bundesrepublik, Strafen aufs Vorzeigen drohen. Womöglich gerät der Sammler von Hitleriana auch in einen für Sammler geradezu ehrabschneidenden Ruf: daß er einen schlechten Geschmack habe. Auf der anderen Seite kann die Heimlichtuerei ein zusätzlicher Wert sein, der sich in Geldwerte ummünzt.

Das muß zwangsläufig Fälscher wie unseren Herrn Kujau auf den Plan rufen, wie überhaupt niemand so recht weiß, was innerhalb der 50 Millionen Kram-Masse, die jährlich umgesetzt wird, echt ist und was mittlerweile schon Serienprodukt aus einer Fälscherwerkstatt.

Balzac hat mit seiner Figur des Elie Magus einen Sammler porträtiert, den man nur manisch nennen kann. Nicht eine wie immer geleitete Liebe zur Kunst bewegt diese Figur, sondern eine außer Rand und Band geratene Besitzgier. Elie Magus war noch Kunstliebhaber. Was aber, wenn die Kunstwerke, als Geldwert und als Kulturwert, dem Fetischisten in Unterhosen unerschwinglich sind?

Der englische Historiker Gerald Reitlinger, der, wie eine surrealistische Pointe es will, nach einem Buch über die Endlösung eines über die Preisbildungen auf dem Kunstmarkt geschrieben hat, meint dazu, daß Sammeln nicht so sehr von den verfügbaren Gegenständen als von einer Art Naturinstinkt abhängt. Gibt es keine Kunstwerke, so kann an derer statt der Briefbeschwerer aus Glas ein Sammelobjekt werden. Wer nichts sammelt, so Reitlinger, sinkt unter das Niveau des Hamstets und der Elster. Dergleichen werden die Sammler von Hitleriana nur unterschreiben. Besser, die Geschichte unter einem Wust von Krimskram begraben, sogenannte Zeugnisse also speichern, ohne danach zu fragen, was sie bezeugen, als Glitzerndes stehlen oder Nüsse horten. Es mag Leute geben, nicht nur Tierfreunde, die den Hamster und die Elster Herrn Barret, Herrn Heidemann, Herrn Barber, Herrn Price, Herrn Wilson und dem Sechsten Marquess of Bath vorziehen.

Bleibt eine Frage. Warum sammeln die Sammler von Nazi-Kram so gehorsam? Für Legenden anfällig, wie sie es ja sind, müßte der eine oder andere doch sein Augenmerk auf einen von Hitler zerbissenen Teppich lenken. Oder weniger spaßhaft: Warum befindet sich in den Sammlungen nicht eine bestimmte Sorte Seife, ein bestimmter Typ Lampenschirm, gefertigt aus der Haut ermordeter Juden?

Konkret 11/83, S. 88

Erich Kuby

Kabarett in der Vorkriegszeit

Über die »Lach- und Schießgesellschaft«

Es ist der 12. Oktober 1983. Von 19 Uhr an beginnen sich die Busse vor dem Haupteingang in Münchens größtem, scheußlichstem Saal (im Kongressbau des Deutschen Museums) ihres Inhaltes zu entledigen. Er besteht zu gut 95 Prozent aus Männern zwischen vierzig und fünfundfünfzig Jahren. Keiner sieht so aus, als habe er in den letzten zehn Jahren noch irgendwo am Fließband gestanden, aber auch keiner läßt die Vermutung aufkommen, er läse gelegentlich ein Buch oder gar jede Woche »Die Zeit«. Sehr viele tragen über dem Hosenbund die sich weit vorwölbenden Begräbnisstätten von zu viel Essen, zu viel Bier - bei zu wenig Bewegung - vor sich her. Fünf Prozent machen die mitgebrachten Ehefrauen aus; sie führen im Geiste die bestickten Sofakissen mit sich, und man sieht ihnen an, wie oft und wie eindringlich sie zu ihrem Ehegespons sagen: Max, riskier nichts, denk an die vielen Arbeitslosen. Dann sagt Max: Aber Olga, ich als Gewerkschaftsfunktionär bin doch unkündbar.

Was da in den Saal strömt und ihn bis auf den letzten Platz füllen wird, ist eine Kernmannschaft des revolutionären Arbeiter-Potentials der Bundesrepublik; es sind die Delegierten der größten Einzelgewerkschaft der Welt, der IG Metall, 2,6 Millionen Mitglieder. Sie hat gerade ihren 14. Bundeskongreß abgehalten, mußte einen neuen Vorsitzenden wählen und wurde überdies 100 Jahre alt - ist also, machen wir es uns nur klar, im Todesjahr Richard Wagners gegründet worden.

Anlaß genug, nicht nur zu referieren, zu diskutieren, in den Wahlgängen die Hand hochzuhalten, sondern auch zu feiern. Diesbezüglich wandte sich der bisherige, nun abgetretene Chef Eugen Loderer an Sammy Drexel, den ungemein verdienstvollen Leiter und Regisseur der »Münchner Lach- und Schießgesellschaft«, die er »mit vier bockigen Kabarettisten« 1956 gegründet und mit einer Unterbrechung (1973-76) bis heute am munteren Leben erhalten hat mit alten und neuen Hasen. Ihn also fragte Loderer, ob er bereit und in der Lage wäre, aus Anlaß dieses hundertsten Geburtstages ein abendfüllendes Programm auf die Beine zu stellen. Bereit ja, sagte Sammy, mit der SPD ohnehin auf Du und Du, ob in der Lage, hinge vom Geld ab. Es spiele keine Rolle, ließ der Gewerkschaftsboß wissen. Nach meiner Schätzung kostete das, was sich auf der Monsterbühne des Kongreß-Saales unter dem Titel: »Hundert Jahre und kein bißchen leise« teils musikalisch, teils pur kabarettistisch dann abspielte, mehr als eine Viertelmillion. Dagegen einzuwenden, so viel Geld könnte besser ausgegeben werden, wäre im Hinblick auf den Reichtum der IG Metall ausgesprochen albern. Nein, es geht nicht ums Geld, es geht um ... nun, schauen wir zu, setzten wir uns vor die Bühne mit zweitausend anderen:

Einige dreißig Mann in weißen Oberkellnerjacken fangen an, auf vorwiegend vergoldeten Blasinstrumenten jene lärmende uramerikanisch-deutsche Unterhaltungsmusik im steten Fortissimo hinzuhauen, die hierzulande für einen Ausdruck gehobenen Massenvergnügens gilt.

Ähnliche Dauerhaftigkeit läßt sich in betreff der Delegierten mutmaßen. Ihr habt ja keine Ahnung, was wir geleistet haben, werden sie ums Jahr 2000 herum dem jungen Nachwuchs, der dann an die 60 ist, mit gerührter Stimme erzählen. 1945, gleich nach dem Krieg, als unsere Nazi-Unternehmer im Gefängnis saßen, haben wir die Maschinen aus den Trümmern gegraben und wieder in Schuß gebracht! Als die Eigentümer, mit 500 Reichsmark Strafe denazifiziert, zurückkehrten, lief ihr Laden wieder wie eine Eins. Ja, Jungs, so war's, wir haben dem Betrieb die Treue gehalten, Stunde Null, das ist nur eine Erfindung vom Kapitalisten.

Aus der Kabarett-Elite sind von der »Lach- und Schießgesellschaft« bis Dieter Hildebrandt alle Stars eingekauft worden und geben ihr Bestes. Jene führte aus ihrem derzeitigen Programm »Pinks an die Macht!«, mit dem sie auf einer äußerst erfolgreichen Tournee ist, die Flick-Affaire ganz naturalistisch vor.. Sie endet mit der Feststellung, daß jene, die gemeinsam zu einem verbrecherischen Zweck Hand in Hand arbeiten, eine kriminelle Vereinigung bildeten und als solche laut Gesetz verfolgt werden müßten, dieses Gesetz aber für politische Parteien nicht gelte.

So deutlich hatte man es in der Tagespresse und auch im »Spiegel« nie lesen können, aber es ist doch soviel darüber geschrieben worden, daß man hätte davon ausgehen müssen, selbst Gewerkschaftsfunktionäre wüßten Bescheid. Dem ist offensichtlich nicht so, gerade für diese ausgesprochen starke Nummer gibt es, weil nicht verstanden, nur zögernd Beifall, mit dem ansonsten auch dann nicht gegeizt wird, wenn die Gewerkschaften in ihrer Machtlosigkeit und Verstrickung in die kapitalistischen Interessen an den kabarettistischen Pranger gestellt werden. Versteht sich, daß ein Satz wie: »Schmidt hat sich eben zerrieben, den Sozialdemokraten mußte er beibringen, er sei einer, dem Großkapital, er sei keiner«, bejubelt wird, und vollends geraten die Tausende in Ekstase, und zwar aus gutem Grunde, als der unschlagbare Dieter Hildebrandt den guten Mond vorträgt, das heißt, dieses bekannteste Gedicht des Matthias Clandius in eine Rede des derzeitigen Bundeskanzlers abwandelt, in dessen Mimik und Tonfall:

Meine Damen und Herren, ich stehe nicht an, Ihnen mit voller Überzeugung zu verstehen zu geben, ja, ich habe den Mut, vor Ihnen auszusprechen, daß der gute Mond geht. Und nicht nur das, von dieser Stelle aus, meine Damen und Herren, von der aus ich zu Ihnen spreche, kann ich Ihnen auch versichern, er geht so stille, und nun kommt es darauf an, die das Schicksal der Nation berührende Frage zu beantworten: wohin geht er? Ja, meine Damen und Herren, er geht durch die Abendwolken, und mit voller Überzeugung kann ich Ihnen bekennen, daß ...

Ich zitiere aus dem Gedächtnis, den von Hildebrandt immer neu improvisierten Text gibt es aufgeschrieben vielleicht gar nicht, aber so ähnlich wurde Claudius verkohlt, bis hin zum Schluß: *Und was steiget aus den Wiesen so wunderbar? Nun, ich kann es nicht verhehlen, ja, ich betone mit Nachdruck, es ist der Nebel, der Nebel, in dem ich mich ...*

Da ist kein Halten mehr, im Donner des Applauses schleicht sich dieser Virtuose der leisen Töne von der Bühne, auf der es die halbe Zeit lang tosend zugegangen war.

Den selbstverständlich mit der SPD sympathisierenden, die SPD gußeisern wählenden Delegierten war derart in pointierter Form Zucker gegeben worden, aber ich bin überzeugt, an einem Festabend der CSU hätte genau dasselbe Programm geboten werden können und wäre auch dort des ständigen Beifalls sicher gewesen. Ja, die gewerkschaftskritischen Beiträge (großartig Rainer Basedow in der Rolle eines angealterten Metallarbeiters, der seine in der Gewerkschaft aufsteigenden Genossen sich in Kapitalistenknechte verwandeln sah und zum Schluß ausruft: ich werde meinen Kindern sagen, werdet alles, nur keine Aufsteiger) - ja, solche Beiträge, deren es in der Tendenz mehrere gab, hätten sogar auf einer Party des Bundesverbandes der Industrie helles Entzücken ausgelöst.

Ach, Leute, ach, Genossen, was für ein traurig stimmender Einfall, das hundertjährige Bestehen einer Gewerkschaft, die noch bis vor elf Jahren unter dem streitbaren Otto Brenner einen gewissen Kampfgeist entwickelt hat, mit einem aufgemotzten Kabarettabend zu feiern! Wahrscheinlich hat Eugen Loderer gedacht, gutes Kabarett sei politisches Kabarett, von dem aufklärende Wirkung ausgehe. Wer denkt das nicht?! Auch ernstzunehmende Kritiker von Kabarett-Programmen arbeiten mit einem Raster von Kriterien, nach dem ein Programm schlecht ist, wenn es politische Schärfe vermissen läßt, schlecht selbst dann, wenn es formal funkelt und blitzt. Dieses Urteil setzt die stillschweigend eingebrachte Überzeugung voraus, das Kabarett sei im Prinzip ein Mittel, mit dem Bewußtseins- und damit auch Verhaltensveränderungen bewirkt werden können, sofern es nur ausreichend politisiert sei.

Dafür gibt es nicht den geringsten Beweis. Selbstverständlich ist der angekohlte gute Mond, eine Glanznummer, die Hildebrandt in kaum zwei Minuten absolvierte, ein weitaus wirksameres Mittel, den Bundeskanzler in seiner Trivialität zu charakterisieren als alle jene ihn analysierenden und zitierenden Artikel, die dasselbe versucht haben - aber wer wäre deshalb aus der Gewerkschafts-Veranstaltung . hinausgegangen mit dem Entschluß, nun mit vermehrter Energie sich in seinem persönlichen Wirkungskreis dafür einzusetzen, daß diesem Mann in einer nächsten Wahl keine Chance mehr gegeben wird? Keiner. Das kann das Kabarett nicht. Was kann es allenfalls?

»Wir treten dem Besucher gegenüber nicht als Besserwisser auf, sondern geben ihm Gelegenheit zum Mitdenken. Dadurch bildet er seine Meinung selbst und ist hinterher stolz, wenn wir zum gleichen Ergebnis kommen wie er.« Frage: »Herr Meier soll also im Kabarett Spaß am eigenen Denken bekommen?« - »Ja und wenn er erkannt hat, daß eigenes Denken auch ohne uns Spaß machen kann, haben wir erreicht, was wir wollen.« (Der Kabarett-Texter Klaus Peter Schreiner in einem Interview der Münchner »Abendzeitung«, April 1962); bescheidener Anspruch an die eigene Wirkung, bescheidene Erwartung, und doch noch immer zu hoch gegriffen.

Das Kabarett, wie das politische Theater, auch das des großen Brecht, vermögen nichts als den ohnehin kritisch Denkenden und Reflektierenden in seiner Skepsis gegen das allgemein Geglaubte - weil propagandistisch Verbreitete - zu bestärken. Daß im Kongreß-Saal einige von dieser Sorte anwesend gewesen seien mögen, sei natürlich nicht in Zweifel gezogen. Aufs Ganze gesehen war es aber für fast alle nur ein amüsanter Abend, für den sie nicht einmal selbst hatten bezahlen müssen.

Zwei Abende zuvor, in Nürnberg, wo die »Lach- und Schießgesellschaft« in der Oper gastierte, kostete der Platz bis zu 24 Mark, was nicht verhindert hat, daß die Vorstellung ausverkauft war. Die vier auf der Bühne: Sibylle Nicolai (neu im Ensemble), Rainer Basedow, Jochen Busse, Bruno Jonas (ziemlich neu im Ensemble) boten mit »Pinks an die Macht!« (Parodie einer erfundenen Partei) das 27. Programm Sammy Drexels. 1.200 sahen es; sie unterschieden sich in keiner Weise von jenem Nürnberger Publikum, das zu »Aida« oder »Carmen« kommt. Die Jugend fehlte völlig. Nicht wenige Damen hatten ihre Pelzstolas aus dem Schrank geholt und einige sogar das lange Abendkleid. Die Herren trugen Krawatten. In dieser Aufmachung klatschten sie heftig, weit heftiger als die Metaller in München, als sie vernahmen, daß die in die Flick-Affaire verwickelten Parteien eigentlich als kriminelle Vereinigungen anzusehen seien. In dieser Aufmachung kauften sie das rosa - also pinkfarbene - Programmheft, und wenn sie Seite 7 aufschlugen - wie vordem schon ein ähnlich bürgerliches Publikum in ein paar Dutzend westdeutschen Städten -, dann fanden sie dort einen Satz, in dem vom *Kabarett der Vorkriegszeit* die Rede ist.

Endlich erfährt der Leser dieser Spalten, woher ich den Titel habe. Sofern er etwas über die Geschichte des deutschen Kabaretts weiß, denkt er jetzt: aha, die Elf Scharfrichter in München vor dem 1. Weltkrieg. Weit gefehlt! Ach so - also Werner Finck in Berlin, in seiner Katakombe, vor dem 2. Weltkrieg? Auch falsch. Bruno Jonas, die derzeit stärkste Text- und Bühnenbegabung der »Lach- und Schießgesellschaft«, der im Programmheft diesen Beitrag geschrieben hat (»Selbstbeherrschung - das Gebot der Stunde«), meint mit Vorkriegszeit unsere Zeit, und am Schluß sagt er:

. »Manchmal, wenn. wir so auf der Bühne stehen und die Themen durchhecheln, befällt mich ein lähmender Gedanke, der sich in der Frage zuspitzt: Ist dieses Vorkriegskabarett nicht eine ungeheuer zynische Gebärde angesichts der drohenden Katastrophe? Produzieren wir die hysterischen Lacher am Rande des Abgrunds?«

Mir kamen die Lachenden in Nürnberg und in München, diese Kakaotrinker und -säufer ...

»Was auch immer geschieht -

nie dürft ihr so tief sinken,

von dem Kakao, durch den man euch zieht,

auch noch zu trinken«

(Erich Kästner)

... kein bißchen hysterisch vor. Sie schienen mir alle eine Chemikalie in den Backentaschen zu haben, die den Essig, der ihnen gereicht wurde, in Coca Cola verwandelte - oder eben in jenen Kakao. Daß die Nürnberger Bürger für ihr Geld sich an einem Kabarettprogramm verlustierten - wer will es ihnen verdenken? Daß die größte Gewerkschaft der Welt in neuer Vorkriegszeit par ordre de Mufti Eugen Loderer ihre Delegierten, die sie doch selten so gehäuft in einem Saal hat, amüsierte statt agitierte - lieber Himmel, da können die Unternehmer ruhig schlafen, und falls es noch eine Million Arbeitslose mehr gibt - na, wenn schon ... Auf der Geburtstagsfeier waren sie wie nicht vorhanden.

Obschon der neue - interimistische - Boss der Metaller, Hans Mayr, gleich nach seiner Wahl ein bißchen auf die Klassenkampfpauke geschlagen hat - das behaupten die Unternehmer -, würde ich der Führung dieser pompösen Gewerkschaft doch gern die letzten Worte, mit denen Bruno Jonas im Pink-Programmheft schließt, ins Stammbuch schreiben:

»Lachend untergehen, das ist Humor!«

Konkret 11/83, S. 94

Matthias Altenburg

Bücher: Zweifel und Verzweiflung

Der Band »Täterskizzen« versammelt zum ersten Mal die Erzählungen des 1979 verstorbenen Schriftstellers Nicolas Born

Nicolas Born, Jahrgang 1937, lernte in Essen Chemigraph. Er war Facharbeiter, das heißt nicht ganz ungeübt in Genauigkeiten. Seine frühen Figuren sind keine (kämpfenden oder / und leidenden) Helden, keine Menschen aus Fleisch und Blut. Es sind halt Figuren, keine Illusionen; »sie wurden geschrieben«. Ein Autor kann nicht alles wissen; er notiert, was ihm auffällt. Wenn er gut ist, hat er Auffälle, nicht Einfälle. Born schreibt Geschichten, nicht - *über,* aber um Liebe, Krankheit, Suff und Sport. Erzählungen aus der kleinen Welt der kleinen Leute. Ruhrpott-Storys ohne die kumpelhafte Hemdsärmeligkeit eines Jürgen von Manger, ohne neckisches Lokalkalorit.

Er nennt keine Gründe, zieht keine Schlüsse, hat keine Erklärungen parat. Er beschreibt und zwar genau, knapp, nüchtern. Wir können zuschauen, wie einer sein Handwerk lernt.

Zum Beispiel »Der Boxkampf«: Otto Wagner, »Otto stählern, Otto bepackt, Otto der Starke, Otto der Traum« hat lange genug gerackert; er will endlich mit Ludmilla schlafen. Aber immer wieder kommt der besoffene Herr Ehnshäuser dazwischen. Bis Otto ihn einsperrt, bis sie es nochmal versuchen.

Zum Beispiel »Schlußmachen«: Er ist Fußballspieler und überlegt, ob er Anne nicht schon längst hätte abstoßen sollen. Jetzt hat er auch noch spitzgekriegt, daß sie was mit Eugen hatte. Im Zeltlager sagt er ihr, daß es aus ist. Sie weint. »Einmal legte sie die Hand auf seine Decke. Sie tut ihm leid. Er greift aber nicht nach der Hand.« Punkt. Ende der Erzählung.

»An nichts ist größerer Mangel als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die *Sachen* enthalten und keine Meinungen.« Ludwig Börne schrieb den Satz vor 160 Jahren. Ach was, es geht nicht um Irrationalismus. Es geht darum, nicht jedes gebrauchte Präservativ, nicht jede zertretene Cola-Dose zur Weltmetapher zu machen, zum Symbol für die Vergeblichkeit allen menschlichen Strebens. Es geht gegen das »Wahnsystem Realität« (Born). Immer hatte er etwas gegen die großmäuligen Sicherheiten, gegen das So-ist-es-und-nicht-anders, gegen die sogenannte Wirklichkeit, wo uns schon alles auf den Begriff (so heißt der Hund) gebracht wurde, noch bevor wir sehen, fühlen, riechen durften.

Die Haltung ist gefährlich für den, der sie einnimmt; es hat sich gezeigt. Daß man Born zur Leitfigur der neuen Innerlichkeit gemacht hat, dafür konnte er was. Als er tot war, schrieb Gerd Fuchs in KONKRET: »Sie sagen, Nicolas Born sei am Krebs gestorben. Das glaub ich nicht. Er ist an Hoffnungslosigkeit gestorben.« Angespornt vom Feuilleton wurden Borns Zweifel zur Verzweiflung. Lob kann vernichtend sein.

Nicolas Born: »Täterskizzen«, Rowohlt-Verlag, 224 Seiten, 26 Mark

Konkret 11/83, S. 94

Günter Herburger

Bücher: Auf nach China

Der Münchner Schriftsteller Günter Herburger stellt zwei Bildbande über die Geschichte von Technik, Arbeit und Fabriken vor

Wir leben bequem, fahren in Zügen und Autos, schalten, wann immer wir wollen, Licht ein oder aus, kochen und braten elektrisch und, falls irgend etwas im Supermarkt fehlt, beginnen wir entgeistert zu lamentieren, als breche just die schöne Welt der Stapelwaren auseinander. Wer jetzt keinen Taschenrechner hätte, kriegte nie mehr einen, stürzte zurück in den grausamen Zustand des Multiplizierens im Kopf.

Es ist erst 200 Jahre her, daß die Herstellung vieler Güter und deren Verteilung dank großartiger Erfindungen anfing, auch vielleicht aus Ungleichgewicht, weil die Bevölkerung zunahm, auf dem längst verteilten Land keine Arbeit mehr fand. Mit der Not wuchs die Masse des Proletariats, das andererseits in der Industrie benötigt wurde. Und wenn wir heute zurückblicken, muten uns diese wenigen Generationen, von denen wir herkommen, geradezu exotisch an, als handle es sich um fremde, in einer Art Geschichtslöß steckengebliebene Bevölkerungsstämme.

Doch durch die besonders nach dem letzten Weltkrieg selbstverordnete Geschichtsblindheit bahnt sich Wißbegierde auf Suche nach Herkunft und Quellen, denn es könnte sein, daß wir aus der Vergangenheit lernten, wie den Gefahren unseres Zeitalters, das sich neigt, zu begegnen wäre.

Trödel wird begehrt, einst anscheinend waltende Behaglichkeit verehrt, Soziologen bannen letzte sogenannte »oral history« auf Kassetten, historische Ausstellungen geraten zu Publikumserfolgen. In diese Reihe gehört auch der Prachtband über das Technische Museum in Wien.

Das Buch zeigt und schildert gemäß dem Inhalt des Museums, das genauso bedeutend ist wie ähnliche in London, Paris und München, Österreichs Beitrag zur Zivilisationskultur. Kurze, übersichtliche Texte führen ein und erklären. Konsequenterweise ist am Schluß des Buches, dessen feudale Ausstattung besticht, der, wie es heißt, bisher einzige in Österreich entwickelte und damals zur internationalen Spitzenklasse zählende Großrechner zu sehen, ein von Heinz Zemanek und seinen Mitarbeitern 1958 fertiggestellter Computer mit Transistoren namens »Mailüfterl«. Auf dem spitzwinkligen Operationstisch steht noch ein gewöhnliches Schachbrett mit ein paar Steckfiguren. -

Ob Meerschaumpfeife, bronzener Brennspiegel aus einer Geschützgießerei 1751 für posttürkische Peilweiten, ob Ziehharmonikafabrikation oder 1860 der Elektromotor mit feststehenden Spulen des Religionslehrers Pater Martin Egger, dokumentiert wird Zahlreiches, was Besucher des 'Technischen Museums' interessieren könnte. Und daß der Salzburger Residenz Verlag jedes Jahr ein historisches Werk gleichen Umfangs wagt, scheint mit der Neugier des Verlegers zusammenzuhängen, der nun leider abtreten möchte, wahrscheinlich erschöpft von Alleingängen.

Ein noch ehrgeizigeres Kaliber wird vorgestellt und eingegrenzt von Wolfgang Ruppert: »Die Fabrik-Geschichte von Arbeit und Industrialisierung in Deutschland«.

Der Autor, geboren 1946, Historiker und, laut Klappentext, Kulturwissenschaftler, was immer das intradisziplinär bedeuten mag, wenn er, stelle ich mir vor, auch gemalt, Physik, Biologie nebst Hydraulik studiert hat, faßt zwei Jahrhunderte zusammen, wie inmitten, doch fast so fern wie China, Zentren der Produktion entstanden.

Rupperts Einführungen sind vorzüglich gearbeitet, umsichtige Kabinettstücke, in denen er unterbringt, was fließend bleibt, eine Form von Synopsen für Ortungen mit Hilfe von Querverweisen.

Wer wußte, daß zum Beispiel der Buchdrucker Ernst Litfaß und der schwäbische Zirkusdirektor Ernst Jakob Renz 1855 in Berlin schon dreifarbige Werbeplakate auf hölzerne Säulen klebten?

Oder aber der frühere Zweck des Eiffelturms? Zur Weltausstellung in Paris 1889 sollte ein zentraler Leuchtturm aus Eisen, mit 4 5 Millionen Franc weitaus billiger als herkömmliches Mauerwerk, neugotisch errichtet werden, doch zehn Jahre vorher war schon das Siemenssche Straßen-Beleuchtungssystem angeboten worden, deshalb wurde die Konstruktion zu einem leblosen Wahrzeichen.

Brot und Kartoffeln, schreibt Ruppert in seinem Werk, das er aus Tausenden erster Fotografien komponiert hat, hätten eine Generation vor dem Sinnbild stolzen Bürgertums, dem Tour d'Eiffel, einen vehementen Preisanstieg erfahren. Folge waren Pauperismus, Flucht vom Land zur Stadt, auch Zunahme der Erfindungsmenge, was darwinistisch nichts anderes hieße, als habe eine Art Kriegswirtschaft innovativ an Platz gewonnen, wie erste Kegelschnitte für Stechuhren oder bessere Umschmiedeverfahren für Falze von schweren Kesseldeckeln zeigen.

Früher gab es weitgehendst eine Einheit von Herstellung und Verbrauch, die Zahl der Güter blieb konstant. Mit der industriellen Revolution verschob sich diese Ordnung zu kaum überblickbaren Strukturen, deren Effektivität Norm und Zeittakte voraussetzte. Neue Symbole rücken ins Blickfeld: Die zentrale Uhr, das Büro- und Konstruktionsgebäude, Lager und Distribution, Kontrolle Ein- und Ausgang.

Und scheu schaut der »Nietenbub«, der vom Kugelofen erhitzte Nieten mit einer Zange holt, über einen T-Träger, an den der »Anhalter« ein langes Winkeleisen drückt, während der oberste dieser Hierarchie den Preßlufthammer auf die Niete stemmt.

In der Textilindustrie werden klassizistische und rokokohafte Schloßbauten von nach Norden gerichteten Sheddachhallen abgelöst, damit Temperatur und Luftfeuchtigkeit möglichst konstant gehalten werden konnten, die Gespinste weniger rissen. Frauen arbeiteten an endlosen Spinnmaschinen, den automatischen Selfaktoren, deren Wagen nach sechs bis acht Sekunden bis zu Puffern heraus und nach drei Sekunden zurückfuhren, die Zeit des Spinnens, auch des Aufsteckens von Reservepoppinen und Knüpfens abgerissener Fäden. Später beschleunigten Ringmaschinen die Produktion, auch ließen sich niedrige Lohnsätze nochmals einsparen.

Im 'Crimmitschauer Bürger- und Bauernfreund' heißt es unter dem 19. Februar 1872: »Am Sonnabend, früh 7 Uhr, ist ein kleines Mädchen von neun Jahren in den Selfaktor gekommen. Die Kleine hat unter dem Wagen wegkriechen wollen, wahrscheinlich um zu sehen, wieviel Uhr es ist, damit sie die Schulzeit nicht versäumt. Vermutlich ist sie dabei an einer Schraube hängengeblieben.«

Mit der Elektrotechnik verschiebt sich die Dokumentation. Gewickelte Motoren, Telefone und Telegraphen setzten Arbeitsteilung an Montagetischen voraus. Zur Frühstückspause standen dort Kaffeekannen voll Muckefuck. Damit die Leichtlohngruppen verfügbar blieben, wurden werkseigene Kindergärten, Konsumläden, später auch Kantinen errichtet, in denen es zu Feiern und nationalen Gedenktagen, man möchte sagen, »Kaffernbier« verbilligt gab.

Der erste Kühlschrank 1913 wog eine halbe Tonne und kostete 1.750 Mark, etwa zwei durchschnittliche Jahresverdienste einer Weberin. Doch 1910 kostete ein elektrisches Bügeleisen bereits nur noch 12 Mark, etwa einen halben Wochenlohn. Das Reich der Haushaltsgeräte breitete sich aus, der Staubsauger, Föns, Schnellkocher, Waschmaschinen und Trockenschleudern, der Ventilatoren und Boiler.

Die Bilder von Arbeit und früher Technik sind überwältigend, und es lohnt sich, ein Vergrößerungsglas zu benützen, um Kleinigkeiten zu entdecken, beispielsweise, ob die Drehscheibe vor Lokschuppen noch mit der Hand bewegt wurde, welchen Platz der Abstecher an der Stahlpfanne innehielt, warum alle Wollesortiererinnen straff zurückgekämmte Haare hatten, oder auch, wie der »Geißen-Jakob« aus dem Loch im Dach seiner Schlafkammer guckt, Ostern 1919, als die Roten, die kaum Artillerie besaßen, auf die Übermacht der Weißen schossen und falsch trafen. Der Untergänge und stolzen Verzweiflungen gibt es viele.

Wolfgang Ruppert ist ein nachdrückliches Buch gelungen; es fehlt jedoch die chemische Industrie. Fotografierte keiner der Volkskorrespondenten die Abgründe der Sodafabriken und des Brauens synthetischer Farben, deren deutscher Anteil um die Jahrhundertwende 90 Prozent der Weltproduktion betrug? Oder aber die Platten beschlugen, oder der Werkschutz schlug schon zu.

»Das Technische Museum in Wien - Die Welt der Erfinder und Konstrukteure«, Residenz-Verlag, 149 Seiten, 85 Mark
Wolfgang Ruppert: »Die Fabrik - Geschichte von Arbeit Industrialisierung in Deutschland, Verlag C.H. Beck, 311 Seiten, 68 Mark

Konkret 11/83, S. 94

Michael Kunitzsch

Was lesen Sie gerade - und wie gefällt es Ihnen?

KONKRET hat wieder einige Schriftsteller nach dem Buch gefragt, das sie gerade lesen. Die Antworten kamen spontan, am Telefon

Martin Gregor-Dellion

Italo Calvino interessiert mich als Erzähler schon seit vielen Jahren. Sein neuer Roman »Wenn ein Reisender in einer Winternacht« beschäftigt sich mit dem Erzählen und zugleich mit dem Lesen. Der Autor selbst erzeugt sich einen Leser. So wird der Leser durch seine eigene Spiegelung veranlaßt, seine Leseerfahrung ständig mit- und nachzuvollziehen. Der Autor fängt an zu erzählen und macht den Leser sofort darauf aufmerksam, was er - der Leser - in diesem Augenblick tut: Er liest ein Buch von Italo Calvino. Dieser Kunstgriff ermöglicht es dem Autor, aus seiner Rolle als Erzähler immer wieder auszubrechen. Gleichzeitig werden aber daraus der Fortgang der Handlung und die Wirkung der Geschichte bestimmt. Das erschien mir als neuer und sehr fruchtbarer Ansatz.

Dieter Lattmann

Meine Lektüre hängt zusammen mit einem politischen Roman, an dem ich arbeite. Deshalb lese ich viel über das Ende des Dritten Reichs, über Stalingrad und sehr viel DDR-Literatur. Unter allem, was ich die letzten Wochen am Wickel hatte, sind die »Märkischen Forschungen« von Günter de Bruyn ein Buch, das mir literarisch am meisten bedeutet und mir wirklich wichtig erscheint: Ein außerordentlich subtiles literarisches Versteck und, wie ich finde, beste Form von DDR-Literatur im Sinne des Überlebens von Individualismus.

Max von der Grün

Ich lese gerade »Die öffentliche Verbrennung« von Robert Coover. Darin geht es um den Fall des Ehepaares Rosenberg, das 1953 wegen angeblichen Verrats von Atomgeheimnissen auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet wurde. Der Roman schildert in einer Mischform von Dokumentation und Fiktion - wie sie die Amerikaner so lieben - den politischen Hintergrund dieses Justizskandals: die Regierungszeit Eisenhowers, der Korea-Krieg. Vor allem aber das Aufkommen eines jungen Rechtsanwalts, der Richard Nixon heißt und der in diesem Prozeß eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Das Buch ist eine Offenbarung, auf jeden Fall eines der großartigsten Bücher, das ich in der letzten Zeit gelesen habe. Nur wundere ich mich, daß es nirgends besprochen wird. Die Parallelen zur Gegenwart sind augenscheinlich und hochbrisant.

Christoph Meckel

Ich beschäftige mich mit Charles Ferdinand Ramuz, einem Schriftsteller aus der romanischen Schweiz, den ich für einen der größten Epiker Europas halte. Im Augenblick lese ich seinen Roman »Derborence«. Ramuz ist Regionalist, er hat die französische Schweiz für die Welt gemacht und artikuliert, diese Menschen dort geschaffen. Dabei hat er in einer eigentümlichen, sehr poetischen Sprache einen neuen Typus des Romans entwickelt. Die Gestalten sind seltsam klar und ergreifend. Ramuz hat das seinen bäurischen Stil genannt. Ich sehe in seiner Art, Schriftsteller zu sein, eine gewisse Verwandtschaft. Ich komme aus Freiburg und habe in meiner Jugend immer noch Westen und Süden, immer Richtung Frankreich geschaut. Genau wie Ramuz.

Günter Grass

Mein Buch ist»Mitternachtskinder« von dem Inder Salman Rushdie. Es spannt einen großen epischen Bogen, ist wortgewaltig und virtuos erzählt. Literarisch knüpft es an die europäische Tradition des Picaro-Romans an. Es kommt hinzu, daß ich mehrmals in Indien gewesen bin. Das Land hat mich fasziniert und schockiert, und beides finde ich in dem Buch wieder. Es ist in einer Art geschrieben, die mir sehr nahe ist. Und die doch zeigt, daß Erzähler, die sich den Wirklichkeitsbegriff nicht einengen lassen, die vielmehr auf Mythen und Märchen zurückgreifen und das Phantastische ins Spiel bringen, am Ende doch viel genauer sind als alle statistischen Unterlagen, als alles, was wir uns sonst einholen, um uns sachkundig zu machen. Ich habe mehr über Indien erfahren und das, was ich in Indien gesehen habe, habe ich mir neu vorgestellt.

Elfriede Jelinek

Fürchterlich erschreckt hat mich der Roman »Irre« von Reinald Goetz. Daß jemand seine Frau ein widerwärtiges blutiges Loch nennt, ist wirklich seit der frühfaschistischen Literatur nicht mehr vorgekommen. Eine absolute Kommunikationslosigkeit zwischen den Geschlechtern, aber auch Ekel und Abscheu vor der Frau. Goetz beschreibt ein fast frauenloses Universum. Den Einsamer-Wolf-Standpunkt findet man auch schon bei Bodo Kirchhoff oder auch bei Wondratschek: ein Dandytum, das aber mit dem von Oscar Wilde nichts zu tun hat. Es ist eine Männerbündelei - Männerhorden, die Bier trinken. Ich weiß nicht, ob das eine Reaktion auf die Frauenbewegung ist. Jedenfalls ist es beunruhigend und gefährlich; denn diese Literatur ist zum Teil ausgezeichnet geschrieben, so daß man sie nicht einfach als Schund abtun kann.

Gernot Wolfgruber

Ich lese jetzt »Das grüne Haus« von Mario Verlas Llosa. Das habe ich mir gekauft, nachdem ich vorher seinen Essay über Flaubert gelesen habe (und Flaubert ist für mich ein Säulenheiliger). An Vorgas Llosa hat mich die ungeheuer konkrete Phantasie begeistert. Wie unvorstellbar genau er in der Beschreibung von Einzelheiten ist, zum Beispiel dann, wenn er schildert, wie ein Schatten auf einem Tonkrug liegt.

Der Roman ist außerordentlich kunstvoll, und vielleicht ist es auch etwas Positives, wenn man nicht so einfach sagen kann, worum es geht.

Jurek Becher

Ich lese »Das harte Leben« von Flann O'Brien, dem irischen Autor, der vor 20 Jahren gestorben ist. Ich bin ein O'Brien-Fan, aber damit stehe ich nicht allein, schon Joyce hat von ihm geschwärmt. O'Brien schreibt über sehr ernsthafte Dinge wie das Leben des einfach Volkes, ist aber dabei der komischste Autor, den ich jemals gelesen habe. Nicht, weil er sich über etwas lustig macht; er zieht seine Komik aus der Sprache, formuliert fröhlich, ohne den Dingen etwas von ihrer Ernsthaftigkeit zu nehmen.

In diesem Buch geht es um das Leben eines jungen Tunichtgut um die Jahrhundertwende, eines 16jährigen Mannes, der beim Onkel aufwachst. Der Onkel ist ein Scheusal und ein Trottel dazu. Und um ein Beispiel für die Komik zu nennen: Dieser Onkel ist mit Haut und Haaren einer Sache verfallen, der er nachgeht. Das ganze Buch hindurch. Und wir als Leser erfahren nicht, um was für eine Sache es sich handelt.

Konkret 11/83, S. 97

Detlef Klein

Bücher: Die Helden mit den rektalen Sensoren

Der Mythos vom »Wettlauf im All«, der Kult um die ersten US-Astronauten und deren banale Realität sind das Thema von Tom Wolfes neuem Reportage-Roman «Die Helden der Nation«

Dies ist kein Heldenepos aus der Körner- und Müsliszene. Tom Wolfe schildert die Anfänge der amerikanischen Raumfahrt im Wettlauf mit der Sowjetunion. Archivmaterial der NASA, Raumfahrt-Sachbücher und Erinnerungen der ersten Astronauten liefern das Material für eine zumindest in den technischen Details verbürgte Chronologie des Ende der fünfziger Jahre hochschwappenden patriotischen Schwachsinns einer ganzen Nation.

Die dazugehörenden Helden stammen aus der amerikanischen Testpiloten-Elite, die in den fünfziger Jahren die ersten US-Düsen-und Raketenflugzeuge in den Himmel oder, wenn's mal nicht so gut läuft, in die Erde jagen. Das tägliche Überleben wird in abendlichen Männertreffs fern der Ehefrauen abgefeiert. Die Ehefrauen kennen die eingeschliffenen Rituale, mit denen Todesbotschaften ausgetragen werden.

Tom Wolfe, den der Verlag zu den brilhantesten und erfolgreichsten Reportern Amerikas zählt, hat sich umgesehen und umgehört. Er beschreibt das gesellschaftliche Getto der Testpiloten, ihre fliegerische Leistung, ihre Männerrituale, ihren Verhaltenskodex, ihr Gefängnis aus Männerphantasien. Diese Zunft aus echtem Schrot und Korn besteht überwiegend aus kleineren, drahtigen und durchtrainierten Kleinbürgern, glatt und gebräunt im Gesicht, Bürstenhaarschnitt, insgesamt tollkühn und frei von störenden Gemütsbewegungen. Sie sind nicht nur Piloten, sie sind Kampfjockeys, die Gesalbten mit dem gewissen Etwas.

Ein paar Kameraden sind im Koreakrieg umgekommen. Junge Aspiranten drängen nach. Die Zunft dezimiert sich in Friedenszeiten mit immer schneller und komplizierter werdenden Maschinen emsig weiter, der Traueranzug hängt griffbereit. Eingepfercht in die engen Grenzen der zivilisationsfernen und gottverlassenen Luftwaffen-Testgelände pflegen die Kampfjockeys ungestört ihre Verachtung der zivilen Geschäftswelt gegenüber. Opportunismus, Selbstsucht und Habgier sind die zivilen Laster, die Bereitschaft, sein Bestes zu geben, ist die Tugend der Gesalbten. Störend ist, daß die amerikanische Gesellschaft kaum Notiz nimmt von den still im Verborgenen wirkenden Testpiloten. Der Bedarf an Helden hängt grad in der Flaute.

Der Flaute folgt der Boom. 1957 schickt die Sowjetunion mit Sputnik I den ersten unbemannten Satelliten in eine Kreisbahn um die Erde. Die amerikanischen Raketen brächten nicht einmal einen Hot dog so hoch hinauf. Die US-Nation ist gedemütigt. Die Kontrolle des Himmels steht auf dem Spiel. Der spätere US-Präsident Lyndon Johnson formuliert das neue Problem mit aller Schärfe: »Ich für meinen Teil möchte nicht beim Licht eines kommunistischen Mondes zu Bett gehen!« Die interessierten Kreise entfachen einen Sturm patriotischer Entrüstung.

In einem personellen und finanziellen Kraftakt organisiert die NASA die ersten Schritte zur technologischen Astrologie der Amerikaner. Die Rüstungsindustrie bekommt in Friedenszeiten ihre große Verdienstchance.

Die Inszenierung und medienwirksame Präsentation dieses über Jahre sich hinziehenden Spektakels hoch über den Köpfen der amerikanischen Nation wird von sieben auserwählten Testpiloten auf der Erde vor- und nachbereitet. Es geht nicht nur um die Demonstration technologischer Überlegenheit. Der Mensch, der sich dieser Technik bedient, muß eine Offenbarung westlicher Tugenden sein. Er muß all das verkörpern, was den amerikanischen Bürger dem Bolschewisten überlegen macht: Mannesmut, die Bereitschaft, für die Gemeinschaft das Beste zu geben, Selbstdisziplin, Risikobereitschaft.

Im harten Desensitivierungs- und Dekonditionsierungstraining und im Dauerbeschuß patriotischer Appelle mutieren die tollkühnen Piloten zu angepaßten biomedizinischen Passagieren mit rektalen Temperatursensoren. Wolfe beschreibt dies als Demontage, als Abstieg aus den stillen Gefilden der Testfliegerei. Zugleich wirft der Propagandaapparat der NASA die Astronauten an die Spitze der amerikanischen Gesellschaft. Die Gesalbten werden herumgereicht, Industrielle und Politiker bitten zum Empfang. Auch der US-Präsident läßt bitten, und die Astronauten gewähren selbst Audienzen.

Sie entwickeln sich zu den werbewirksamsten Propagandatröten des NASA-Apparates, beschwören in geglückter Anschaulichkeit die Notwendigkeit eines nationalen Kraftaktes und die dafür notwendigen Tugenden, eben just in ihrer Person verkörpert.

»Die Helden der Nation« hat im Sturm die Spitzen der amerikanischen Bestseller-Listen erobert. Vermutlich liegt ein breit wirkender Reiz dieses Helden-Demontage-Romans darin, daß Tom Wolfe von der Testpiloten-Szene spürbar fasziniert ist. Dabei gerät ihm die distanziert-spöttische Beschreibung der Astronauten-Szene unter der Hand zu einer sehnsüchtigen Rückbesinnung auf die im Astronautenrummel unter die Räder gekommenen Tugenden, die den echten Testpiloten ausmachen.

Als zeitgeschichtlicher Beitrag bekommt der Reportageroman einen besonderen Dreh durch eine historische Tatsache, die Wolfe noch nicht verarbeiten konnte. John Glenn, gemäß Wolfes kenntnisreicher Rekonstruktion der weitaus größte, weil

selbstgerechteste, im eigenen Wertgefühl unerschütterlichste, im Kampf gegen das Böse am weitesten fortschrittene Kotzbrocken unter den ersten sieben Astronauten, will 1984 für das Amt des US-Präsidenten kandidieren.

Tom Wolfe: »Die Helden der Nation«, deutsch von Peter Naujack, Hoffmann und Campe-Verlag, 464 Seiten, 38 Mark

Konkret 11/83, S. 99

Gisela Elsner

Bücher: Möchtegern-Scheherezade

Als ein »Kabinettstückchen weiblicher Phantasie« kündigte der Verlag Angelika Mechtels Roman »Gott und die Liedermacherin« an

Angelika Mechtel setzt mit ihrem neuen Roman eine weitere Anklageschrift gegen die Männer in die Welt. Im Verlauf eines Prozesses, der in dem Roman die Funktion einer Rahmenhandlung hat, wird das Geschehen abgerollt. Eine Liedermacherin namens Julia Ritter wird der Verunglimpfung männlicher Werte bezichtigt und hat sich vor dem Amtsgericht zu rechtfertigen. Ihr wird vorgeworfen, daß sie während einer Amerika-Tournee, die das Goethe-Institut organisiert und finanziert hat, die vertraglichen Vereinbarungen dadurch gebrochen hat, daß sie, statt ihre Lieder vorzutragen, Geschichten erzählt hat, die von den Zeugen der Anklage als obszön und blasphemisch bezeichnet werden. Allerdings war es nicht etwa eine Laune, die Julia Ritter hierzu verleitet hat. Angelika Mechtel läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß es die unzumutbaren Zustände, die in den USA herrschen, gewesen sind, die ihre Heldin zum Erzählen der als obszön und blasphemisch bezeichneten Geschichten veranlaßt haben.

Obwohl ihre Eindrücke folglich eher dürftig sind, befrachtet sie sie mit Bedeutsamkeit. Im Computerschloß an ihrer Hotelzimmertür und in der privaten Sicherheitspolizei in der Hotelhalle sieht sie Symptome für eine gewalttätige männliche Machtherrschaft. Die Wolkenkratzer auf Manhattan sind für sie keine hohen Gebäude, in denen gearbeitet, verwaltet oder gewohnt wird, sondern Phallussymbole wie die Waffen. Unter der Hand gewinnt das Männliche einen bedrohlichen, todbringenden Charakter. Unter der Hand wird der Mann schlechthin zum potentiellen Gewalttäter, Krieger, Sadisten und Mörder, dem das Handwerk gelegt werden muß.

Die Liedermacherin Julia Ritter will die männlichen Unmenschen nicht mit deren eigenen Waffen schlagen. Sie bezahlt lieber. Angelika Mechtel macht kein Hehl daraus, daß sie mit ihrer Heldin eine Nachfolgerin jener berühmten Scheherazade darstellen will, die mit ihren Erzählungen einen mordlüstemen Sultan vom Töten abbringen wollte.

Aber die Zuhörer von Julia Ritter sind keine mordlüsternen Sultane, die die Geschichtenerzählerin einen Kopf kürzer machen wollen, sondern friedfertige Studenten und Professoren oder Emigranten, die wieder einmal ihre Mutersprache hören wollen. Zudem sind die Geschichten der Liedermacherin, bei denen es sich um Abwandlungen der Schöpfungsgeschichte, der griechischen Mythologie und Grimmischer Märchen handelt, so läppisch, daß damit schwerlich grausame Sultane, geschweige denn jene von sogenannten Sachzwängen gegängelten Herren, die imstande sind, die Menschheit zu vernichten, vom Töten abgebracht werden könnten.

Erst am Ende ihrer Tournee gewinnt die Heldin des Romans die Einsicht, daß sie sich im Gegensatz zu der berühmten Scheherazade bei ihren Veranstaltungen an die falschen Zuhörer wendet. Die wahren Herren über Leben und Tod schenken ihr kein Gehör. Sie sind für sie unerreichbar. »Scheherazade hat heute keine Chancen mehr«, heißt es in dem Roman. Doch mit einem solchen Eingeständnis kann - Angelika Mechtel die kurzsichtig ausgeklügelte Romankonstruktion nicht mehr retten. Sie gerät schon viel früher aus den Fugen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Autorin nach dem Motto: doppelt genäht hält besser ihre Heldin nicht nur mehrfach mit einer Marketenderin an der Frontlinie männlicher Kriegsspiele vergleicht. Sie bringt Julia obendrein mit deren berühmter Namensvetterin aus dem Shakespeare-Drama in Verbindung.

Daß die Liedermacherin zu guter Letzt auch noch eine Amnesie erleidet, die auf ein Erschrecken über die in dem Roman nicht geschilderten Mißstände in den USA zurückzuführen ist, macht das Buch nicht glaubwürdiger. Und schon gar nicht der Prozeß, der der Liedermacherin nach ihrer Heimkehr in die Bundesrepublik gemacht wird. Dies ist auch Angelika Mechtel nicht entgangen. In einer Nachbemerkung will sie die Einwände der Leser und Kritiker vorwegnehmen: »Wer wird schon eine Frau wegen Verunglimpfung männlicher Werte vor Gericht stellen? So eine Verhandlung kann doch nur eine Fiktion sein, oder?«

Selbstverständlich steht es jedem Schriftsteller frei, derlei Fiktionen zu Papier zu bringen. Aber das Buch enthält zahlreiche realistische Partien, und Angelika Mechtels ernsthaftes Anliegen verpufft im Wechselspiel von Phantasiegebilden, die als Fakten maskiert sind, und Fakten, die sich im Dickicht der Phantasiegebilde nicht behaupten können.

Angelika Mechtel: »Gott und die Liedermacherin«, List-Verlag, 247 Seiten, 29,80 Mark

Konkret 11/83, S. 100

Erich Kuby

Bücher: Der Betrug mit der Sprache

Hannes Schwenger hat Beispiele von Orwells deutscher Wirklichkeit in der Polit-Sprache gesammelt

Möglicherweise, nein, höchstwahrscheinlich, sind Sie, bist du, lieber KONKRET-Leser nach deiner eigenen Vorstellung ein Friedensfreund und gehst als solcher gegen die *Nachrüstung* demonstrieren. In Wahrheit bist du aber ein *Staatsfeind,* vielleicht sogar ein *Evoltutionshemmer*, hast du nicht begriffen, daß der Staat zwar kein Organismus ist, sich aber wie ein solcher verhalten muß, um überleben zu können, weshalb denn auch die Polizei sich als *Teil des Volkskörpers* begreift, die tätig wird, um Krankheiten zu verhindern und schädliche Stoffe - zum Beispiel dich, du Friedensfreund - von diesem Volkskörper fernzuhalten, zumal du vielleicht sogar ein *Gedankentäter* bist, der *Friedensterror* betreibt.

Wenn du nun demonstrieren gehst, begegnet dir unterwegs im heißen Herbst eine Abteilung *Soldaten* der Bundeswehr, die sich auf dem Weg zur Kaserne *auf einem Friedensmarsch* befindet und ungehindert passieren darf, wohingegen du das Pech haben könntest, von der Polizei *mit Distanzmitteln* behandelt zu werden, was ausgesprochen unangenehm ist. Solltest du *einen unpassenden Ausdruck im Gesicht* zeigen, so wird ein Polizeifotograf von dir eine *Dokumentation* herstellen, und ein *Informant* wird das nötige aus dir herausfragen, auch einen Fingerabdruck vornehmen. Wenn auch *eine kriminaltechnische Besonderheit* nicht gleich Anwendung findet, wird dir eine *Fürsorgemaßnahme* zuteil werden, aus der du erst nach Wochen entlassen wirst.

Nun, vielleicht verhindert dem *gemeinschaftsschädliches Tun* die Nachrüstung doch nicht, und aus ihr entsteht dann, wie du zu recht befürchtet hast, die große *Vorwärtsverteidigung.* Der *Peace Keeper* wird eingesetzt und noch manches von dieser Art, was dann den overkill und die *Megatoten* zur Folge hat, zu denen wir alle gehören werden. Das hat auch sein Gutes, weil wir auf diese Weise nicht Opfer eines *Gau* im *integrierten Entsorgungszentrums* geworden wären, was ja auch eine ausgesprochen unschöne Todesart gewesen wäre, die, gleich dem overkill, die Zuteilung der Sterbesakramente und überhaupt ein ordentliches Begräbnis verhindert hätte.

Solltest du von Vorstehendem nicht alles verstanden, nicht erkannt haben, daß Distanzmittel Reizgase, Fürsorgemaßnahmen Haft sind, so eile zur nächsten Buchhandlung und gib dort 9,80 Mark aus, um dafür ein nur 125 Seiten dünnes, soeben erschienenes Büchlein zu erwerben, das es in sich hat:

Hannes Schwenger, der Berliner Medienkritiker, hat ein kleines Wörterbuch der »Neusprache« zusammengestellt und deren Verwendung im bundesdeutschen Polit-Alltag mit Zitaten nachgewiesen. Zweck dieser »Neusprache« ist genau der gleiche, der die Nationalsozialisten veranlaßte, von »Endlösung» zu sprechen, wenn sie die Ausrottung der Juden meinten. Die »Neusprache« ist *eine Tarnsprache,* welche verhindern soll, daß es in deinem Kopf klick macht, wenn du von *Megatoten* hörst oder von einer *kriminaltechnischen Besonderheit* liest, womit schlicht die Folter gemeint ist. Die Welt, des philologischen Betruges ist von Schwenger dingfest und nachvollziehbar gemacht worden, und jeder, der kritisch Zeitungen liest oder Politiker-Reden hört, kann dieses Wörterbuch ohne weiteres ergänzen.

Hannes Schwenger: »Im Jahre des großen Bruders -Orwells deutsche Wirklichkeit«, Serie Piper, 128 Seiten, 8,80 Mark

Ein weiteres empfehlenswertes Buch zu diesem Thema kommt aus dem Fischer Taschenbuch-Verlag: »Krieg und Frieden in der Sprache« von Fritz Pasierbsky, 253 Seiten, 9,80 Mark

Konkret 11/83, S. 102

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Helmut Kohl hat etwas entdeckt:

Stehvermögen und Löwenmut sind Eigenschaften, die nichts mit dem Geschlecht zu tun haben.

Einstein, oder sagen wir: Eugen, Diesel hatte es nicht herausbekommen. Und da er gerade in Entdeckerlaune war, bezwang der Kanzler gleich noch einen Gipfel:

Die Frauen sind ungeheuer im Kommen.

Dieser Feminist läßt sich kein großes U für ein kleines vormachen.

Gaston Salvatore, erste Demo-Reihe, dritter von links, neben Dutschke, schreibt jetzt im »Stern« über »Unternehmer - Prügelknaben der Nation?« Die Abneigung gegen den Einsatz von Schlagstöcken scheint er sich erhalten zu haben wie die Liebe zu den Unterprivilegierten. Es rührt ihn noch heute, wenn der Vorstandsvorsitzende von Schloemann-Siemag

mich seine durchaus bescheidene Turboprob-Maschine nicht einmal sehen lassen will.

Muß, wer stets für Autonomie und Selbstverwirklichung focht, nicht loben, daß der Vorsitzende des CDU-Wirtschaftsrates

die geräumige Maschine eigenhändig fliegt,

ja, daß er die Anschnallschilder für die Passagiere

eigenhändig einschaltet.

Und kein Kuli geht dem Knüppelknaben zur Hand, obwohl er doch

seine Angestellten mit äußerster Höflichkeit behandelt,

sogar den Gaston Salvatore, auch wenn er frech wird:

Ich sage, meiner Meinung nach sind die Unternehmer an ihrem schlechtem Image selber schuld. Sie leben eingeigelt und verkehren nur unter sich. Etwas Graues, Uniformes haftet ihnen an ... Mir fällt eine Bemerkung Herbert Marcuses ein ...,

aus der Zeit, da Salvatore eingeigelt gelebt und nur unter sich verkehrt hat. Ein Leser erinnert mich an das Gedicht, das der »chilenische Genosse«, (Dutschke), 1968 im »Kursbuch« publizierte. Es heißt »Versuch über Unsereinen«, was eigentlich schon gereicht hätte, geht aber weiter:

deine Blindheit an und für sich wenn alle Rollen gespielt sind

zwingt sie dich

zur Bestrafung der Träume

damit sie nicht ausufern

es ist keine leichte Sache

dich von dir zu verabschieden

(aber eine naheliegende

wenn man nur unter sich verkehrt - HLG)

denn es ist nicht leicht

mit dir zu kämpfen

und dich von dir zu verabschieden

(und wird auch beim dritten Mal nicht leichter - HLG)

Eine umgewühlte Müdigkeit bist du

wenn du von deinen Irrwegen sprichst

deinen Ritualen erfunden aus Müdigkeit

und den austauschbaren Papierherzen

fern von allen Geschäften mit Südafrika

Sektierer mögen hier einhaken, die Schmonzette wider den Rassismus mit dem heutigen Lob des Geschäftemachers kontrastieren und einen Verrat beklagen. Ich aber sage euch. Tief in seinem austauschbaren Papierherzen ist Gaston sich treu geblieben, mag der Schein auch gegen ihn sprechen. Darin, worauf es jenseits ideologischer Moden ankommt, ist er damals wie heute und fürderhin unwandelbar: ein schlechter Schriftsteller.

Der Staatssicherheitsredakteur der »Frankfurter Allgemeinen«, F.K. Fromme, wird sich nun wohl bald den Behörden stellen. Seine Abneigung gegen sog. »freie Wahlen« wächst sich zu einer Obsession aus. »Den« Wähler, dessen Artikel er schon in Anführungszeichen setzt wie einst die »DDR«, nennt er in düsterem Ton »jenes vielköpfige Gebilde«, über dessen angeborenen Schwachsinn er nicht mehr viele Worte verliert. Nachdem er dem demokratischen Souverän das letzte Mal aber bloß attestiert hatte, er könne nicht zwischen Bremen und Bonn unterscheiden, geht er diesmal weiter:

Etliche ihrer Wähler könnten den Aufruf verstanden haben, man möge FDP wählen, um eine CDU/FDP-Regierung in Wiesbaden zu sichern.

Könnten - es ist durchaus nicht gewiß, und auch dann wäre es nur eine Minderheit. Da stärkt es die freiheitlich-demokratische Grundordnung doch erheblich, wenn P. Scholl-Latour im »Stern« die wahren Werte des Systems hochhält:

Nachdem Kemal Altun durch einen Sprung aus dem Fenster des Gerichtssaals den Freitod gewählt hatte ...

Das, Fromme, nenn ich ein Bekenntnis zum demokratischen Prinzip der freien Wahl.

Es ist in Wahrheit würdig und recht, billig und vielleicht auch ein wenig heilsam, wenn H. Geißler die SPD »die fünfte Kolonne Moskaus« nennt. Zwar ist das gelogen, aber das ist es ja auch, wenn Sozialdemokraten alles was links von ihnen steht kommunistisch heißen und wenn die so Benannten alles was ihnen nicht paßt als DKP-nahe bezeichnen. Wer Jude ist, bestimme ich, sagt der Traditionserlaß. Anstatt aber zu fragen »Na und? Es gibt in diesem Scheißland wahrhaftig Schlimmeres« oder in sich zu gehen und das eigene Treiben zu bedenken, regen sich die Freunde der SPD auf, bis ihnen die Metaphern verrutschen und die Syntax platzt. So ein Hitzkopf ist auch der Dieter Gütt:

Geißler hat Vorbilder in der jüngsten deutschen Geschichte, die den Scherbenhaufen so lange predigten, bis er vor ihnen lag. Aber es reizt ihn, wie in einer Zwangsneurose, das politische Klima dieser Republik zu vergiften, obwohl sie sich diese Selbstzerfleischung gar nicht leisten kann. Manche Ausfälle ließen sich als Entgleisungen abbuchen. ...Es ist der noch so falsche historische Bezug, der den Kolbenschlägen intellektuelle Tiefe und Kenntnis erschleichen soll. Randale wird als politische Kultur ausgegeben, um damit Besorgnis um das Vaterland zu heucheln (?). Wer Geschichte brachial ummünzt zur Einstellung der Gegenwart, ist nur noch Demagoge und zündelt am inneren Frieden, den der Christ Geißler sonst so gern an seine Fahne klebt.

Zerfleischungsvergiftung mit brachialen Kolbenschlägen, denen historischer Bezug Tiefe erschleichen soll - ha, Geißler, klebend-münzend-heuchelnder, Scherbenhaufen predigender Zündler, röchelst du noch?

Ein Plagiat ist anzuzeigen: Theo schreibt ab. Ganz dreist:

Bricht eine neue Eiszeit aus? Die Vereisung im amerikanisch sowjetischen Verhältnis mag vorübergehen. Doch zunächst einmal wird sich die Welt auf eine Frostperiode einrichten müssen. Der weltpolitische Wettersturz schlägt unvermeindlicherweise auch auf das Verhandlungsklima in Genf durch. So viel Bewegungsspielraum haben die beiden nicht, daß sie im Alleingang Tauwetter zelebrieren können, wenn allenthalben sonst die Eiszapfen wachsen.

Das alles ist geklaut aus meinem Aufsatz »Alle Wetter - Weltpolitik als Wetterkarte«, erschienen im Juli 1983, wo es hieß:

Kälte-Einbruch im August. In der Weltpolitik hat das Wetter umgeschlagen. Es wurde mit einem Male kalt und stürmisch. Wenn es schlimm kommt, wird nicht nur ein Wetterwechsel zu beklagen sein, sondern ein nachhaltiger Klimasturz ... Die eisigen Winde ... Ein Temperatursturz ... Die Welt tut gut daran, keinen politischen Wärmeausbruch zu erwarten.

Die Gratulationscour war lang und anstrengend damals, als ich das veröffentlicht hatte. Vor allem Theos Kollegen von der »Zeit« drängelten sich, ihren Glückwunsch loszuwerden. Doch es erweist sich, daß schon vier Monate später keiner von ihnen mehr über das Gedächtnis oder den Charakter verfügt, den Dieb an meinem geistigen Eigentum zu stellen. Die Schutzbehauptung, mein Werk bestehe ja aus lauter Theo-Zitaten, hält keiner urheberrechtlichen Diskussion stand. Als könnte Hitler ein Copyright an Kujau geltend machen.